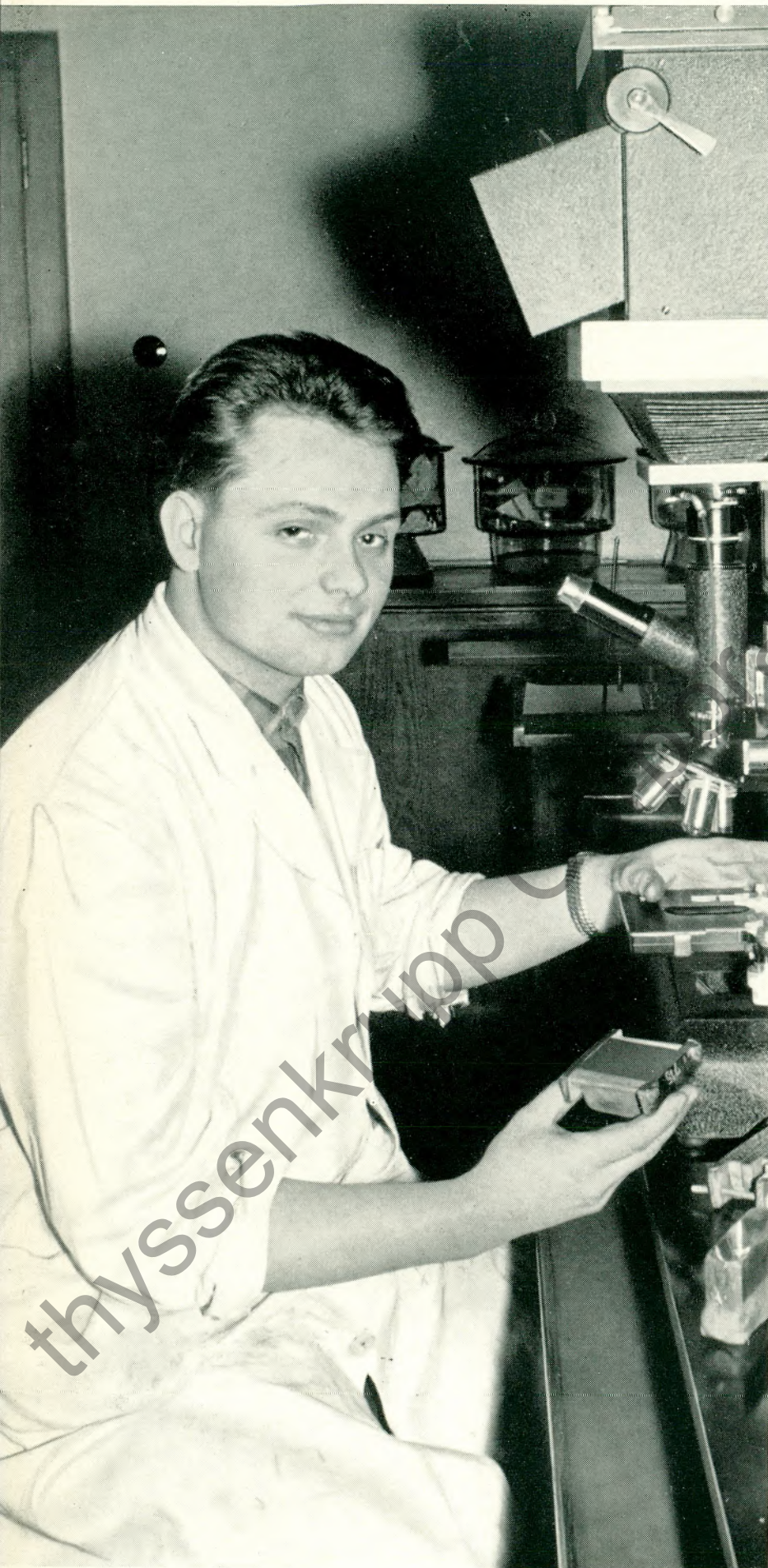


An

Henke
Martins.



WESTFALENHÜTTE



WESTFALENHÜTTE

Werkzeitschrift der
Hoesch-Westfalenhütte AG, Dortmund
11. Jahrgang - Nr. 4 - April 1959

Unsere Bilder:

Titelbild: Hochofen
2. Umschlagseite: Am Mikroskop

Aus dem Inhalt:

Blabla
Unser Wasser in Gefahr
Werkarzt vor 3000 Jahren
Gesundheit am Arbeitsplatz
Unser Verkauf
Unser neuer Betriebsrat
„Unsere Schulden fressen uns auf!“
5 Tropfen Öl
Richard Bartikowski (50 Jahre)
Unsere Ehrentafel
Wir kommentieren und glossieren
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Briefkasten
Das interessiert die Frau
Mode
Unsere offene Tür
Kinder spielten für Eltern
Was täten wir ohne unsere Wäscherei?
Invalidenwerkstatt
Gefiederte Gefährten
Olympiaanwärter Otto Marpe
Für unsere Fotofreunde
Kasper: 2
Aus unserer Heimat
Irak
Rätsel
Kurz gelacht
Hüttenkieker

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG,
Dortmund;
verantwortlich:
Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12
Chefredakteur: Johannes Hoeschen
Allgemeiner Teil: Walter Behrendt
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949.
Druck: Westfalendruck, Dortmund
Auflage: 20 000
Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.
Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen

Blabla

Wissen Sie, was ein „Blabla“ ist? Oder ein „Blablateur“? Sicher wissen Sie das, auch wenn Ihnen diese Wörter vielleicht fremd sind — denn wie viele „Blablas“ hat jeder von uns schon anhören müssen und wie viele „Blablateure“ kennengelernt. Ja, vielleicht haben wir manchmal auch selbst „Blabla“ gemacht.

Beim „Blabla“ und dem „Blablateur“ handelt es sich um zwei neue Begriffe, die vor einiger Zeit von der französischen satirischen Zeitschrift „Canard Enchaîné“ geprägt wurden und schnell die Runde machten. Eine Übersetzung dafür gibt es bisher in keinem Wörterbuch. Das ist aber weiter nicht schlimm, denn jeder erkennt beim Aussprechen von „Blabla“, worum es sich handelt, nämlich um inhaltlose, tönende Worte ohne Wert. Das „Blabla“ soll also nur dazu dienen, kritiklose Menschen mit Wortgeklingel zu gewinnen, an die Stelle überzeugender Handlungen und echter Argumente die Phrase, eben das zu setzen, was die Franzosen in vollendeter, international verständlicher Lautmalerei „Blablas“ nennen.

„Blablas“ und Blablateure“ gibt es überall: im Privatleben, in der Politik, in der Staatsführung, in so manchen anderen Bereichen und mitunter leider auch in den Betrieben. Wer von uns kennt nicht den „Blablateur“ im Privatleben und gelegentlich auch im Kollegenkreis? Er klingelt und klingelt mit Worten, und man versteht immer nur Bahnhof. Es gibt Virtuosen des „Blablas“. Wenn sie loslegen, ist man wie betäubt und hat, sofern man ihnen gegenüber sitzt, das Gefühl, vom Strom ihrer „Blablas“ mitsamt dem Stuhl über die Schwelle aus dem Zimmer geschwemmt zu werden.

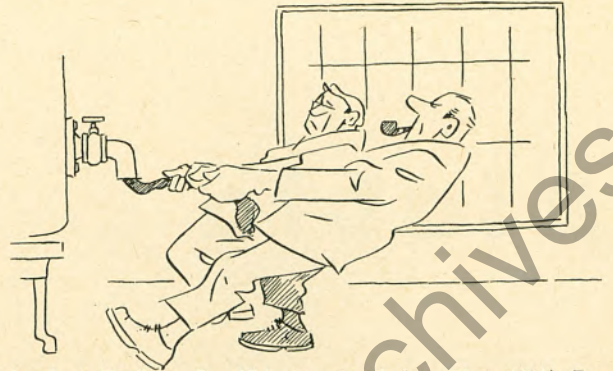
Das „Blabla“ — die wohlklingende Phrase ohne echten Inhalt — wird angewendet, weil man hofft, daß es die anderen für bare Münze nehmen. Im Privatleben sind die „Blablateure“ lächerlich und lästig, in der Politik und in den Betrieben gefährlich, besonders dann, wenn sich der „Blablateur“ in seinen „Blablas“ gefällt und glaubt, er erfülle damit Führungsaufgaben beziehungsweise vertrete damit echte Interessen.

Früher oder später wird er durchschaut, vor allem von denjenigen, die sich noch ihren kritischen „Naturinstinkt“ bewahrt haben, der sie Phrasen leicht erkennen läßt. Das sollten „Blablateure“ wissen und sich darüber im klaren sein, daß das „Blabla“ zum Verlust der Selbstkritik führt und der erste Schritt zur Lächerlichkeit, sehr häufig zu etwas viel Schlimmerem, ist.

„Blabla“ — welch treffendes und vortreffliches Wort! Man kann es direkt genießerisch auf der Zunge zergehen lassen, und man sollte es in den Wortschatz aufnehmen. Sein Gebrauch dürfte, vorausgesetzt, daß damit Nachdenken verbunden ist, heilsam und nützlich sein: uns selbst gegenüber, im öffentlichen Leben, in der Politik und im Betrieb.



war doch neulich schon hier.“ — „Der den Emil angeblasen hat, der Werkswasserkreislauf wäre keine öffentliche Bedürfnisanstalt?“ — „Ja, der. Gustav Ober heißt er. Sitzt im Hauptlabor. Sag, wir haben ganz was Spezielles zu trinken für ihn!“

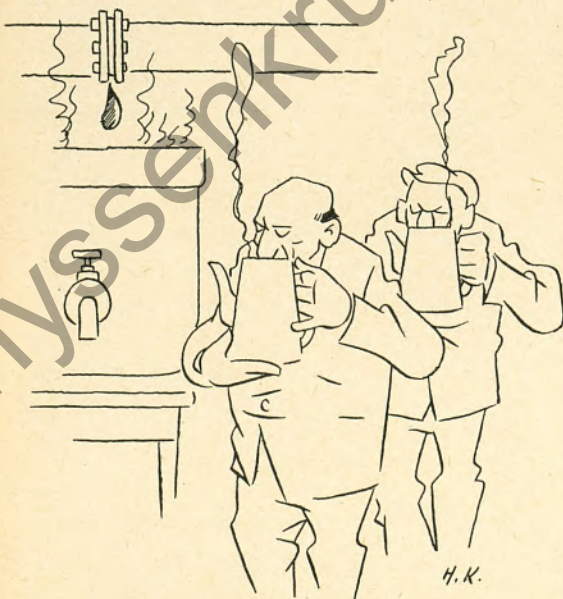


Teekessel mit Zapfhahn. Der Hahn ist verstopft (vom Wasser?!?!). Der „Wassermann“ und Willem ziehen ein Stück Putzwolle aus dem Hahn

Willem kriegt richtig den Wasserspezialisten ans Telefon: „So und so, Herr Ober. Unser Tee schmeckt so komisch. Datt kommt von datt Chlor'n!“ — „Hm“, sagt wenig später der ‚lange Ober‘ zu Willem, nachdem er sich sehr gründlich umgesehen hat, „laßt ihr die Teekanne immer so offen stehen?“ — „Klar! Die Leute, die sich da was 'rausschöpfen wollen, haben's doch eilig.“ — „Steht sie denn immer an dieser Stelle?“ — „Sie kann auch 'n paar Meter nach rechts oder nach hinten abgestellt werden, wie's kommt. Warum?“ — „Weil sie hier nämlich genau unter einer Teerölleitung steht, und weil in den paar Minuten, die ich hier bin, schon fünf Tropfen Teeröl in euren Tee gefallen sind!“ — „Danke, Herr Ober! Sie sind ja ein

Sherlock Holmes in der Westentasche!“

„Pfui Deibel, nee! So 'n Gesöff soll Tee sein? Willem, ruf mal den ‚Wasserkopp‘ an, er soll die Brühe hier untersuchen.“ — „Wen soll ich anrufen?“ — „Na, den ‚Langen‘, den ‚Gonokokkenjäger‘!“ — „Was?!“ — „Den ‚Oberwassermann‘, Mensch, den Wassermann-Ober. Der



Frühstückspause. „Der Tee schmeckt nach Teer!“ Weil der offene Kessel den ganzen Tag unter einer tropfenden Teerölleitung steht



„Der Tee schmeckt nach Schmieröl!“ Weil das Kochgeschirr, mit dem er geschöpft wird, in Pfützen aus Schmiere, Dreck und Sand steht und alles das beim Schöpfen in den Teekessel hineingespült wird

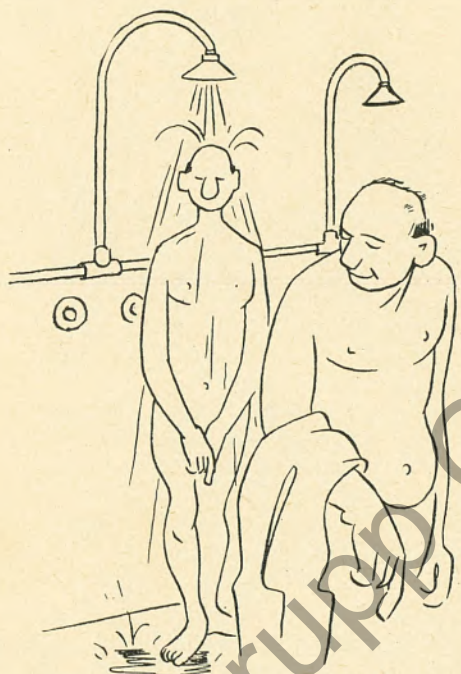
„Na, um diese ‚Teevergiftung‘ aufzuklären, hätte manch anderer kaum mehr Zeit gebraucht. Aber was meint ihr, wie ich neulich in einem Betrieb auf der Lauer liegen mußte, bis ich 'rauskriegte, warum bei denen der Tee nach Schmieröl schmeckte: Zu Beginn der Schicht war er

in Ordnung, dann fing es langsam an, und zum Schluß war er nicht mehr zu genießen. 'reingetan hat keiner was, nur: Die Geschirre, mit denen die Kumpels den Tee aus der Kanne schöpften, standen irgendwo auf den Arbeitsplätzen in halb angetrockneten Pfützen von Schmier und Öl, auch mal auf der Erde und im Sand. Wenn so 'n verdreckter Henkelmann dann in die Teekanne getunkt wird...

„Es ist auch schon vorgekommen, daß in einem fest verschlossenen Teekessel mit Zapfhahn der Tee ‚verschmierölt‘ war. D. h., ich wurde dahin gerufen, weil überhaupt nichts aus dem Zapfhahn kam, bei vollem Kessel. Wißt ihr, was wir schließlich mit vereinten Kräften ‚rausgezogen haben? Putzwolle! Ja, Reinlichkeit ist eine schöne Sache, man muß sie nur mit Verstand betreiben.“

Das Dortmunder Trinkwasser ist eines der besten in Westdeutschland,

„und doch schmeckt der Kaffee wieder nicht“, sagten alle, die sich zum Frühstück ein Kännchen am elektrischen Boiler aufbrühen wollten. Woran das bloß liegt? „Vielleicht



„Den Kumpels gehen die Haare aus!“ Weil sie sie zu heiß und mit alkalihaltiger Seife waschen

ist wieder mal zuviel Chlor drin. Das Wasser muß untersucht werden!“ — „Nicht nötig“, beruhigte Herr Ober sie, „derjenige, der für den Boiler verantwortlich ist, muß nur jeden Morgen das alte Wasser ‚rauslassen und frisches einfüllen. Wenn das Wasser nämlich den ganzen Tag lang kocht, verdampft ein Teil, der Salzgehalt steigt — und der Kaffee wird ungenießbar. Bei den Wasseruntersuchungen in der Teeküche wurde festgestellt, daß alles Chlor aus dem Wasser verdunstet war, wenn das Wasser im Teekessel 60° C erreicht hatte.“ — „Der Belegschaft gehen vom Wasser die Haare aus!“ — „Vom Wasser? Nein, vom falschen Gebrauch des Wassers. Wer seine Haare zu heiß und mit alkalihaltigen Seifen wäscht, der darf sich nicht wundern, wenn sie brüchig werden und allmählich der ganze Haarwuchs zerstört wird. Nicht zu heiß waschen, alkalifreie Mittel benutzen, mit einem sauren Haarwasser oder wenigstens mit ein paar Tropfen verdünntem Essig hinterher einreiben, auch mal mit etwas Haaröl — das wird den Schaden schon beheben. Am Wasser liegt das nicht.“



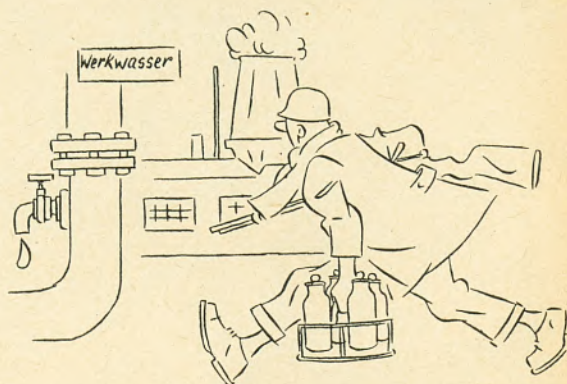
Diskussion an einem Zapfhahn

„Das Aquarium in unserem Betriebsbüro bleibt trotz aller Pflege dreckig... Die Fische laichen nicht... Die Pflanzen gehen ein... Das Wasser ist sicher zu hart... Das Wasser ist sicher zu weich...“ — „Mit dem Brunnen in meinem Schrebergarten bin ich gar nicht zufrieden...“ — „Also, der Hecht, den ich da neulich gefangen habe — ein Prachtstück übrigens —, wo ich immer fische, der war einfach nicht zu genießen. ‚Scheußlich‘ reicht da gar nicht aus! Meinen Sie, daß da Phenol ins Wasser gekommen sein kann?“ — „Hier zeige ich Ihnen auf dem Plan die Rohrleitung, die wir vor drei Jahren neu verlegt haben. Die ist hin. Zerfressen...“ — „Das Fundament an unserem Neubau..., als wenn der Beton sich auflöste...“ — „Tut er auch, durch den hohen Sulfatgehalt des Wassers. Bei der Verlegung neuer Wasserleitungen oder beim Anlegen von Neubauten muß das mit dem Material in Berührung kommende Grundwasser so rechtzeitig geprüft werden, daß eine Beratung über den zweckmäßigsten Schutz des Materials rechtzeitig erfolgen kann.“

„Kein Trinkwasser!“

Wenn eine Zapfstelle im Werksgelände so gekennzeichnet ist, dann müssen wir auch bei größtem Durst das hier fließende Wasser ungetrunken lassen. Es ist Brauchwasser oder Werkswasser, Preß- oder Sperrwasser; es kann auch Fabrikations-, Schmutz- oder Kühlwasser sein. Mit hundertprozentiger Sicherheit wissen wir nur, daß es eins nicht ist, nämlich Trinkwasser. „Oder Ruhrwasser!“ flucht hier der Dortmunder ein. Richtig. Käme das Ruhrwasser aber direkt aus der Ruhr in unsere Haushaltungen und Betriebe, dann würde es die hygienische Anforderung „keimfrei“ nicht erfüllen können.

Im Ruhrtal betreiben die Dortmunder Stadtwerke mehrere Pumpstationen. Zu jeder Pumpstation gehören Einzel-



Der „Bazillenjäger“ auf Inspektionsreise

brunnen, die serienweise entlang der Ruhr angelegt sind. In diesem sog. „Einzugsgebiet“ darf kein Vieh auf die Weiden getrieben werden, und das Ackerland wird nicht mit Stalldung oder Jauche gedüngt, damit keine Bakterien in den Untergrund gelangen können. Aus den Einzelbrunnen wird das Grundwasser in den zu jeder Pumpstation gehörenden Sammelbrunnen gepumpt. Hier wird Chlor in Form von Chlorgas zugesetzt, je nach der Wassermenge. Warum Chlor?

Das beste Trinkwasser ist Grundwasser

Aber bei einem Verbrauch von 150 bis 200 Liter Wasser je Kopf und Tag reicht das Grundwasser nicht mehr aus. Um genügend Wasser aus den Brunnen zu fördern, wird das Grundwasser künstlich angereichert. In großen Erdbecken, die mit Sand gefüllt sind, wird das Ruhrwasser versickert, und in 50 bis 100 m Entfernung von diesen Versickerungsbecken wird das Wasser, das sich mit dem natürlichen Grundwasser vermischt hat, in den erwähnten Brunnen gesammelt.

Da bei diesem Verfahren schon mal wasserfremde Bakterien mit durchsickern können, muß das Wasser gechlort werden. Der Chlorzusatz wird so bemessen, daß an der entferntesten Zapfstelle mit empfindlichen Meßmethoden noch Chlor nachgewiesen werden kann. In der Regel beträgt die zugesetzte Menge 0,3 mg je Liter Wasser. Selbst ein Mehrfaches dieser Menge wäre, wie wissenschaftlich festgestellt worden ist, nicht gesundheitsschädlich.

Alle Brunnen werden täglich in den gut eingerichteten Laboratorien der Dortmunder Stadtwerke bakteriologisch und chemisch untersucht. So wird vermieden, daß bak-

teriologisch verunreinigtes Wasser in das städtische Trinkwassernetz gelangt.

Unsere Kreislaufwasserwirtschaft

Da unsere Hütte allein schon so viel Wasser benötigt, wie die Dortmunder Stadtwerke fördern können (von den anderen Industriewerken Groß-Dortmunds ganz zu schweigen), mußten wir zur Kreislaufwasserwirtschaft übergehen, mit dem Erfolg, daß wir heute in einem Monat etwa so viel Trinkwasser brauchen, wie die Dortmunder Stadtwerke in zwei Tagen fördern.

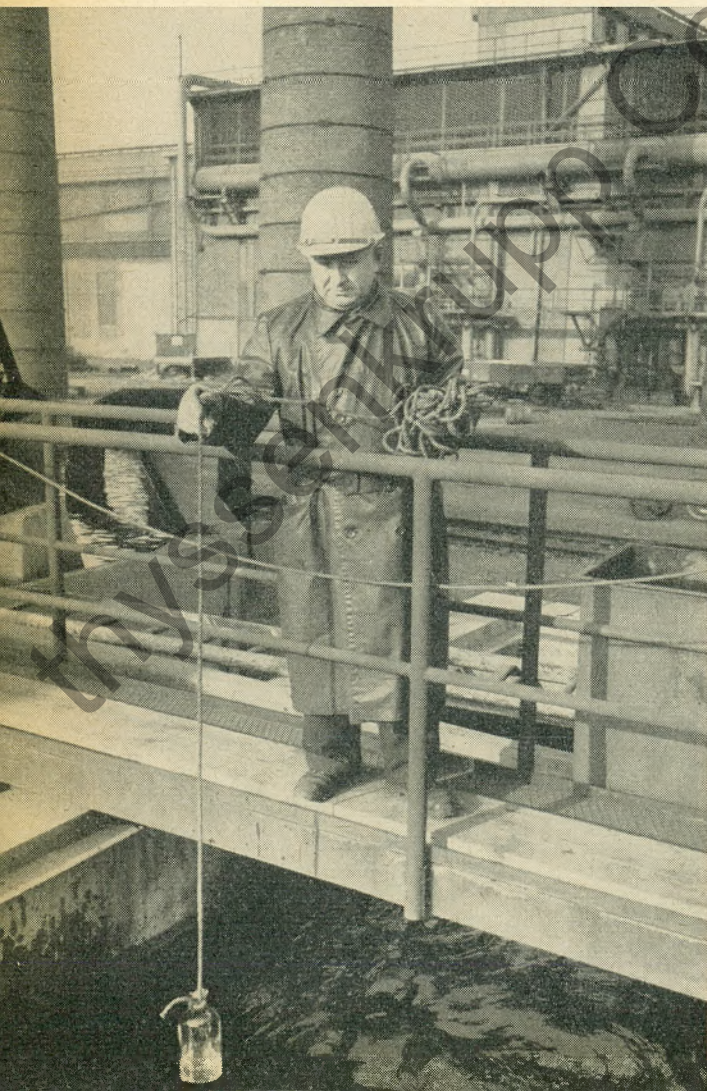
Diese Kreisläufe dürfen nicht zu Brutstätten für Bakterien werden. Sie dauernd bakteriologisch und chemisch zu überwachen, ist oberstes Gesetz und Hauptaufgabe der Wasseruntersuchungen im Hauptlaboratorium unserer Versuchsbetriebe. Damit wären wir also — nach einem „Kreislauf“ eigener Schöpfung — wiederum bei dem Wassermann angelangt, dessen vielseitigen und abwechslungsreichen „Nebenbeanspruchungen“ wir eingangs aufzeigten. Da es sich hier um ein Laboratorium handelt, das im Monat 1500 Bestimmungen nur für Wasser durchführt, darf man davon überzeugt sein, daß die Bedeutung der Wasserwirtschaft hier ausreichend berücksichtigt wird. Wassertechnisch ist die Hoesch-Westfalenhütte so auf der Höhe der Zeit, daß man die hier geschaffenen Anlagen als vorbildlich für die Wasserwirtschaft in der Hüttenindustrie bezeichnen kann.

In dem neuen Gesetz, das, durch Bestimmungen der Länder ergänzt, am 1. März 1960 (statt wie vorgesehen am 1. März 1959) in Kraft treten soll, heißt es z. B.: „Wer vorsätzlich in ein Gewässer Stoffe unbefugt oder unter Nichtbefolgung einer Auflage einbringt oder einleitet und dadurch eine schädliche Verunreinigung des Gewässers oder eine sonstige nachteilige Veränderung seiner Eigenschaften bewirkt ... Stoffe so lagert oder ablagert oder Flüssigkeiten oder Gase durch Rohrleitungen so befördert, daß eine schädliche Verunreinigung eines Gewässers oder eine sonstige nachteilige Veränderung seiner Eigenschaften eintritt, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren, mit Geldstrafe oder mit einer dieser Strafen bestraft ...“

Diesem Gesetz, das erlassen wurde, „... damit eine erhebliche Beeinträchtigung des Wohls der Allgemeinheit vermieden wird“, ging bereits im Herbst 1957 eine Regierungserklärung voraus, die besagte: „... daß durch die rasende Zunahme des Verbrauchs an Wasser durch die Industrie bei der gleichzeitig damit verbundenen Verschmutzung des Wassers eine gefährliche Lage entstanden ist.“

Die Gesundheitspolizisten der Natur,

Fische, Kleinlebewesen und Wasserpflanzen, können die in ungeklärten Abwässern enthaltenen Schmutzstoffe nicht abbauen. Sie können sie nicht einmal mehr verkraften: Sie sterben. In die Vorflutergräben der Lippe, die einen großen Teil der Industrieabwässer Nordrhein-Westfalens aufnimmt, sind Bassins eingebaut, in denen Goldorphen schwimmen. Solange sie leben, ist das Wasser nicht vergiftet. Sterben sie, dann wird der Schuldige ermittelt und zur Rechenschaft gezogen. Wenn ein Industriewerk nicht schuldig an der Verschmutzung der Abwässer werden will, dann muß es schärfere Wasserkontrollen einführen, also eine Abteilung für Wasseruntersuchungen einrichten.



Wenn man nicht wüßte, daß der Wasserprobennehmer einen sehr ernsten Job hat, könnte man meinen, er wollte Stichlinge fangen!

Bei uns besteht diese Einrichtung schon seit zehn Jahren. Sie wurde angeregt von dem damaligen Leiter der Maschinenbetriebe, Obring. Boße, der auf diesem Gebiete über weitreichende Erfahrungen verfügt. Sowohl der Direktor der Versuchsbetriebe, Dr. Hoff, als auch der Leiter des Hauptlaboratoriums, von der Dunk, haben dem Wasserproblem schon immer in besonderem Maße Rechnung getragen. So konnte — zunächst mit Gustav Ober als einzigem Wassermann — in mühevoller Kleinarbeit bereits seit 1950 systematisch auf- und ausgebaut werden, was sonst gleichsam aus dem Boden gestampft werden müßte.

Gustav Ober, der seit 1935 für die Stahlanalyse eingesetzt war, erschien für die Berufung zum Wasser-spezialisten (1950) besonders geeignet, weil er Erfahrungen mit chemisch-bakteriologischen Gutachten für gerichtliche Zwecke hatte. Für bakteriologische Untersuchungen wurde er im Laboratorium der Dortmunder Stadtwerke speziell geschult, nahm auch an Kursen der Technischen Akademie in Wuppertal teil und hörte Vorlesungen im Haus der Technik in Essen.

Bakterienvermehrung: 750 Milliarden an einem Tag

Wie ernst das Wasserproblem ist, das beginnen wir zu fühlen, wenn uns der Chemiker den Vermehrungsfaktor der Bakterien errechnet: n^{41} . Das heißt: Bei günstigsten Bedingungen bilden sich durch Teilung aus einem einzigen Bakterium in 24 Stunden 750 Milliarden Bakterien! Ja, da ist auch der Gleichgültigste geneigt, in den Schreckensruf auszubrechen: „Chlor her! Soviel und so rasch wie möglich!“ — „Mit Chlor allein ist es nicht geschafft“, antworten unsere Wassermänner, „tut selber, was ihr könnt, um unser Werkswasser sauberzuhalten! Ihr wißt ja gar nicht, was ihr anrichtet, wenn ihr es verunreinigt.“

Haltet die Kreisläufe sauber!

Um die Wasserversorgung in den einzelnen Betrieben sicherzustellen, wurden während des Krieges starre Verbindungen zwischen Trink- und Werkswasser — sog. Querverbindungen — geschaffen. Durch die nicht immer ganz dichtschießenden Ventile konnten Bakterien aus dem Werkswasser in das Trinkwasser eindringen. Darum sind diese Querverbindungen nach dem Wassergesetz nicht zulässig.

Wenn Trinkwasser in das Werkswasser eingespeist werden muß, dann darf das nur über freien Auslauf geschehen. D. h., das Einlaufrohr des Trinkwassers muß mindestens 40 mm über dem Werkswasserspiegel enden.

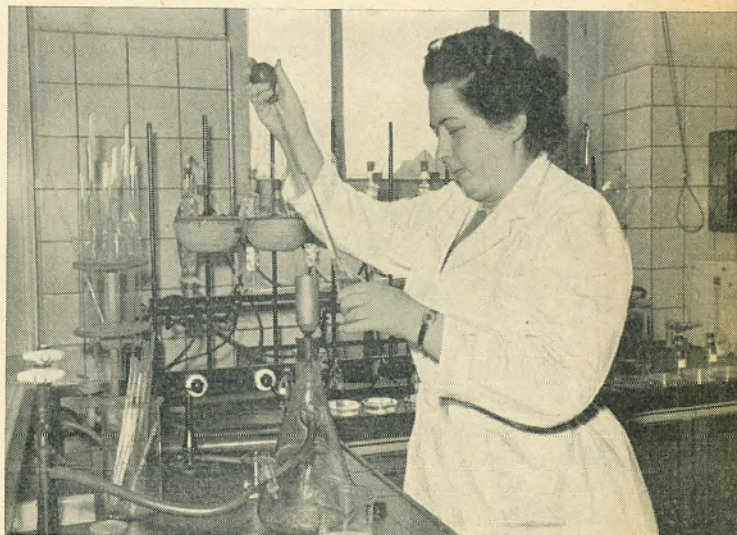
Mit Hilfe der bakteriologischen Untersuchung wurden bisher unbekannte Querverbindungen gefunden und auch beseitigt. Endstränge in der Trinkwasserleitung und zu dicke Leitungen, die wenig benutzt werden, sind Brutstätten für wasserfremde Keime. Da jedoch das Trinkwasser durch das Hauptlaboratorium laufend überwacht wird, können wir für einwandfreie Qualität garantieren. Von den etwa 40 verschiedenen Sorten dieser wasserfremden Keime wollen wir uns nur mal die Coli-Bakterien näher betrachten. Coli-Bakterien sind keine Krankheitserreger, sie sind Dickdarmbewohner. Jeder Mensch braucht diese Bakterien. Sie helfen beim Verdauen der Kohlenhydrate und vernichten Fäulnisbakterien im Dickdarm. Man hat errechnet, daß jeder Mensch etwa 100 Billionen von diesen Bakterien beherbergt, eine unvorstellbar große Anzahl. Sobald Coli-Bakterien in den Proben gefunden werden, weiß man, daß Fäkalien in das Wasser gelangt sind. Und wo Coli-Bakterien sind, können die anderen (Typhus, Diphtherie, Cholera u. a. m.) auch sein.



Der Südwestfunk bei Aufnahmen in der Stockbeide



„Wassermann“ Ober beim Auszählen der Bakterienkulturen



Chemotechnikerin Doris Weinrich filtriert Wasserproben durch eine vorher abgeflämmte Unterlage

Der Werkswasserkreislauf ist keine Bedürfnisanstalt!

Man untersucht das Wasser auf Coli, weil diese Bakterien am leichtesten und schnellsten bestimmt werden können. Wenn Lappes beim Mißbrauch unseres Wassers überrascht sagt: „Das Wasser geht aber doch sowieso in die Kanalisation“, dann ahnt er nicht, welche Gefahren er durch seinen Leichtsinns für die Gesundheit seiner Arbeitskollegen heraufbeschwören kann. Wenn das Wasser durch Darmbakterien verunreinigt wird, besteht die Gefahr, daß es auch mit Krankheitserregern (z. B. Typhus, Paratyphus) verseucht ist. Wenn nun Tausende mit diesem Wasser in Berührung kommen, sind Ansteckungen kaum zu vermeiden. Da der einzelne nicht weiß, welche Bakterien er übertragen kann, verlangen Rücksicht und Anstand, daß der Weg zur Abortanlage nicht gescheut wird.

Unsere Wasseruntersuchungen

Beim Werkswasser wird mit allen Mitteln und hoffentlich mit wachsendem Verständnis seitens der Belegschaft die vom Gesetz verlangte Keimfreiheit angestrebt. 50 Trinkwasserproben und 30 Werkswasserproben werden wöchentlich untersucht. Bis vor einem Jahr etwa brachten die Betriebe die Wasserproben in Literflaschen ins Hauptlaboratorium und nahmen das Leergut gleich wieder mit. Weil aber die Probeentnahme bereits der erste Teil der Untersuchung ist und weil die Objektivität dabei für das Hauptlaboratorium sowohl als auch für die Betriebe gewährleistet sein muß, aus deren Kreisläufen bzw. Trinkwasserzapfstellen das Wasser entnommen wird, wurde für die Wasseruntersuchung ein Probennehmer abgestellt, der täglich zweimal seine genau festgelegten, 3 bis 5 km langen Touren mit einem Moped zurücklegt und bei hohem Schnee auch lange Fußmärsche machen muß, um an den Erlenbach und den Rüschebrinkgraben, nach Morksort und zur Feineisenstraße, zu den Kühltürmen und zur Zementfabrik und in die Stockheide zu kommen. Da jede von den acht Literflaschen, die er für chemische Untersuchungen füllt, ihre vier Pfund wiegt, hat er am Ende ein ganz hübsches Gewicht bei sich.

Unser Wasserprobennehmer,

für den sich die Fernsehkamera des Südwestfunks sehr interessierte, als im Januar Aufnahmen für die Sendung

Eine lange Reihe (hier nur teilweise sichtbar) von Filtern steht zur Aufnahme der Wasserproben bereit. V. r. n. l.: Wasserprobennehmer Hengst, Dipl.-Chem. Breitling, Laborant Ober, Wilma Koch



„Feinde des Lebens“ am 27. Februar von unseren Wasserkreisläufen in Morksort und Stockheide gemacht wurden, heißt Fritz Hengst. Obwohl er „nur“ Wasser aus unseren Anlagen zu schöpfen scheint, muß er mit größter Vorsicht und Genauigkeit und fast steril arbeiten: Wenn er an 50 Stellen seine 100-Gramm-Fläschchen für die bakteriologische Untersuchung füllt, müssen die in einem Kasten mit eingebauten Fächern mitgeführten Fläschchen steril sein, die Hälse darf er beim Abfüllen nicht anfassen, und die Zapfhähne, aus denen das Wasser genommen wird, flämmt er zuvor mit einem mit Alkohol getränkten Wattebausch ab.

Bei der Untersuchung der Wasserproben kommt es dann darauf an, so zu arbeiten, daß keine Bakterien zu den im Wasser vorhandenen gelangen. Also filtriert man, je nachdem, wieviel Coli-Bakterien man vermutet, bis 100 Kubikzentimeter Wasser durch ein keimfreies Zellulosefilter, das auf eine vorher abgeflämmte Unterlage gebracht worden ist. Das Wasser fließt ab, das Filter wandert in eine Petrischale, die mit Nährboden 48 Stunden lang im Trockenschrank bei 37°C „bebrütet“ wird. Zur Bestimmung der Keimzahlen braucht man Kulturen, für die die Nährböden im Eisschrank aufbewahrt werden müssen. Die Keime zu zählen, ist nur mittels einer in kleine Quadrate aufgeteilten Zählplatte unter der Lupe möglich.

Jeden Montag Wasserbesprechung

Was beim Zählen und bei der Eintragung in die Listen herauskommt, das erfahren die Leiter unserer Betriebe bei den Wasserbesprechungen, die jeden Montag abgehalten werden, damit sie die festgestellten Mängel so rasch wie möglich abstellen können. An diesen Besprechungen nehmen zur Unterstützung von Betriebsdirektor Wiegel — der in letzter Instanz für die Sauberkeit unseres Trinkwie unseres Werkswassers verantwortlich ist — bei Strafe, wie wir oben sahen — die Ingenieure der Maschinenbetriebe, der EWS, der Neubauabteilung und der Bauabteilung teil. Die wissenschaftlichen Fragen auf dem Gebiet der Wasserchemie und Wasserhygiene beantwortet in diesem Gremium Dipl.-Chem. Volker Breitling. Auch auf dem Gebiet der Wasserkorrosion und Wasserbehandlung ist er der ständige Berater der Betriebe.

In Nordrhein-Westfalen, wo die „Forderung des Wasser-schutzes“ schon immer „an erster Stelle“ gestanden hat, waren sich die wasserwirtschaftlichen Verbände schon lange vor Erlaß des Gesetzes darüber einig, daß „der Schutz der Wasserversorgung im wesentlichen auf der Lösung der Probleme der Abwasserklärung beruht“. — „Stadt, Land und Industrie leisten seit Jahren verstärkte Beiträge zur Abwasserklärung. Rund 350 kommunale und verbandliche, mechanische und biologische Kläranlagen werden betrieben...“

Und was tut Lappes?

Der Ruhrtalesperrenverein als der große Versorger und der Ruhrverband als der große Garant für die Güte des Wassers arbeiten in ebenso umfassender wie intensiver Weise Hand in Hand. Unser Wasserkomitee und unser Hauptlaboratorium lassen nichts unversucht, unsere Betriebsleiter nichts ungetan, um die Wasserhygiene im Werk so zu fördern, wie das Gesetz es verlangt und wie es für uns und die Gesundheit unserer Kinder nötig ist. Lappes aber... Wir wollen von dem unverbesserlichen Tunichtgut und Besserwisser gar nicht erst verlangen, daß er für die Sauberkeit unseres Wassers etwas tut: Es genügt schon, wenn er etwas läßt — er weiß schon, was!

WERKSARZT

VOR 3000 JAHREN

Eigentlich sagt es schon der gesunde Menschenverstand: Wenn die Könige der Pyramiden und Riesengräber, die über Jahrtausende ganze Arbeiterarmeen in Steinbrüchen, in den Smaragdgruben des Sinai, in den Goldgruben der fernen Nubischen Wüste mit diesen Arbeitern nicht schonend umgegangen wären, dann wäre das Volk der alten Ägypter bald hoffnungslos dezimiert. Aber jeder Raubbau an Gesundheit und Arbeitskraft war offenbar, wie sich aus dem Gesamtmosaik zahlloser Einzelinschriften ergibt, streng verpönt. Wußten Sie schon, daß die Werkleute der Pyramiden, Königsgrüfte und Tempel Anspruch auf sieben Ruhetage im Monat hatten, außer den allgemeinen Feiertagen? Dazu gab es Urlaub für den einzelnen aus mancherlei Gründen, zum Namenstag, zum Bierbrauen, einmal im Monat, wenn seine Frau sich nicht wohl fühlte, und aus zahlreichen anderen Gründen, und selbstverständlich Krankenurlaub. In den genau geführten Arbeiterlisten werden immer wieder Arbeiter als krank aufgeführt, und in einer solchen Liste taucht immer wieder ein Mann auf, der auf der Arbeitsstelle fehlte, weil er sich bei diesen Kranken aufhielt, einmal fünf Tage hintereinander, dann wieder zwei Tage, einmal sogar 30 Tage lang. Dieser geheimnisvolle Krankenbesucher wurde nun aus anderen Notizen als ein Mann identifiziert, der oft auch aus anderen Gründen von der Arbeitsstelle entschuldigt fehlte, weil er

Medizinvorräte herbeischaffen oder daraus Salben bereiten mußte. Er war der Arbeitstruppe als Sanitäter oder Heilgehilfe, als ein „Betriebsarzt des Altertums“, zugeteilt. In den in Ruinen und Grundrissen vielfach noch erhaltenen Arbeitersiedlungen fehlt selten das Haus des Arztes. Außerdem gab es Vorsteher der Ärzte und über diesen wiederum Chefinspektoren.

Über das Tagessoll durfte

keine Überarbeit verlangt

werden. Die Beamten, die Kolonnenführer der durch die Wüste an unwirtliche Arbeitsplätze entsandten Belegschaften von 1600, von 3000 Mann und mehr waren stolz, wenn ihre Leute ohne Verluste und Kranke zurückkehrten. Die Arbeitsruhe an den „warmen Tagen“, die Mittagspause, zu denen Schläuche voll Wasser geliefert wurden, noch besser aber Wasser und Bier in kühlenden Krügen, wie Ramses II. sie ausdrücklich versprach. Knochenbrüche waren in den Steinbrüchen häufige Betriebsunfallfolgen. Sie wurden fachgerecht und sorgfältig geschient. Die Augenärzte hatten besonders bei den Steinhauern und Bildhauern zu tun. Sie gingen von Arbeitsstelle zu Arbeitsstelle, entfernten Splitter, behandelten mit Salben, führten im Weidenkorb ein medizinisches Spezialbesteck und eine Handapotheke mit sich. Rezepttafeln gehörten dazu, Säckchen mit Pulvern, aus denen die Salben in den Spezialbehältern aus Schilfrohr immer wieder neu bereitet werden konnten. Aber auch die vorbeugende Sozialhygiene ist durch viele Beispiele belegt.

Arbeiterwohnungen

wurden durch Steuerfreiheit staatlich gefördert. Ein Priester des Tempels von Karnak rühmt sich, daß er verfallene Teile des Tempels zu einer behaglichen Werkstatt für die Bäcker und Brauer ausgebaut hat: „Das darf ich zum Schutze der Belegschaft“. Die erhaltene Anweisung, daß einem invaliden Arbeiter Pension und Rente zu gewähren sei, dürfte kein Einzelfall gewesen sein. Viele Vorarbeiter haben es im Dienst zu hohem Alter gebracht. Auch dies ist ein Zeichen für erträgliche Arbeitsbedingungen. Wir müssen die alte Vorstellung, daß die Arbeiterheere Altägyptens gepeitschte, geschundene und gehetzte Sklaven waren, also wohl aufgeben. Ein vollkommenes Paradies war das Land am Nil in der Bauzeit der Pyramiden damit sicherlich auch nicht. Aber wahrscheinlich kam es häufiger vor, daß ein Arbeiter zu Hause von seiner Frau eher geprügelt wurde als von seinem Aufseher. Auch dieser häusliche Zwischenfall war übrigens ein amtlich anerkannter Grund, von der Arbeit zu fehlen...

Gregor Wengenber

Im Dienst der Gesundheit

am Arbeitsplatz

Auch auf den für die Gesundheit der Arbeiter wichtigen Gebieten der Hygiene und Arbeitsmedizin schreitet die Zusammenarbeit in der europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl voran. Im Rahmen von zwei Forschungsprogrammen, für die 4,2 Millionen Dollar zur Verfügung gestellt wurden, wird gegenwärtig in 35 Instituten der Montanunion an 76 Forschungsvorhaben im Auftrag der Hohen Behörde gearbeitet.

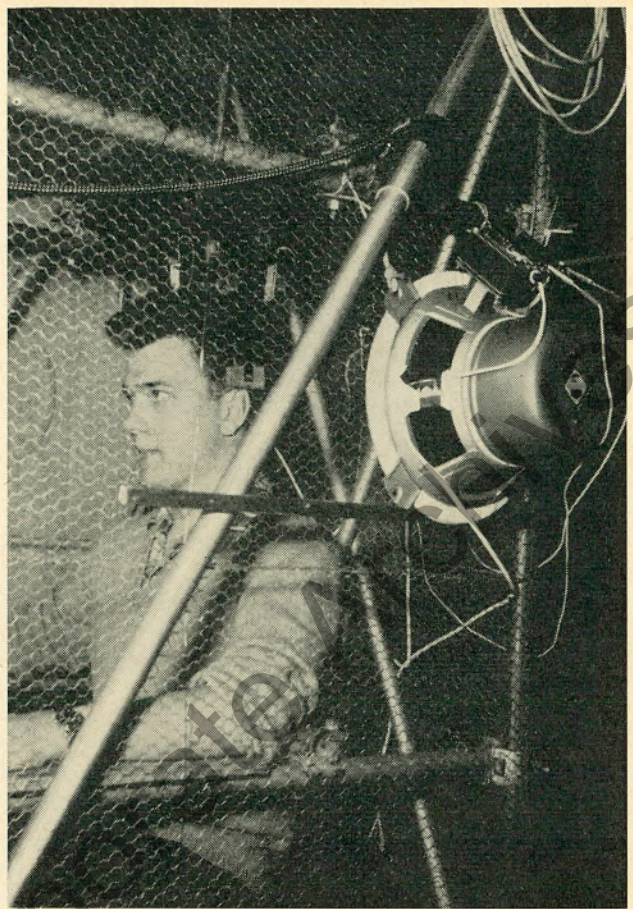
Warum ist die Förderung der Gesundheit in einem solchen Umfang in den sechs Ländern der Gemeinschaft notwendig? Noch immer sind der Bergmann und der Hüttenarbeiter einer Reihe von Berufskrankheiten ausgesetzt. Von zehn Bergarbeitern ist z. B. einer an Silikose erkrankt; drei weitere leiden ebenfalls daran, ohne daß ihre Krankheit „anerkannt“ ist. Die Unfallrate in Westeuropa ist noch viel zu hoch. Zwar wurden von den einzelnen Regierungen beträchtliche Anstrengungen in der Gesetzgebung sowie in der Behandlung der Unfallopfer und Kranken unternommen, aber diese Maßnahmen bleiben noch immer unzureichend. Während noch vor 50 Jahren im Vordergrund der Arbeitshygiene in den Kohlenrevieren die Wurmbekämpfung stand, gilt es heute in den Industrien der Montanunion vor allem der Silikose, der Kohlenoxydvergiftungen, der Hitze und des Lärms am Arbeitsplatz Herr zu werden.

Die Hohe Behörde wurde wiederholt auf die Dringlichkeit hingewiesen,

Betriebssicherheit und Arbeitshygiene

zu verbessern. Bereits vor fünf Jahren forderte der Beratende Ausschuß, die Forschungen auf dem Gebiet der Verhütung und Behandlung von Berufskrankheiten zu

Prof. Müller vom Max-Planck-Institut für Arbeitsphysiologie in Dortmund hat im Auftrag der Hohen Behörde diese Leichtmetallschürze aus einem Ringblättchengeflecht entwickelt. Sie dient der Reflexion der Wärmestrahlung, insbesondere am Hochofen.



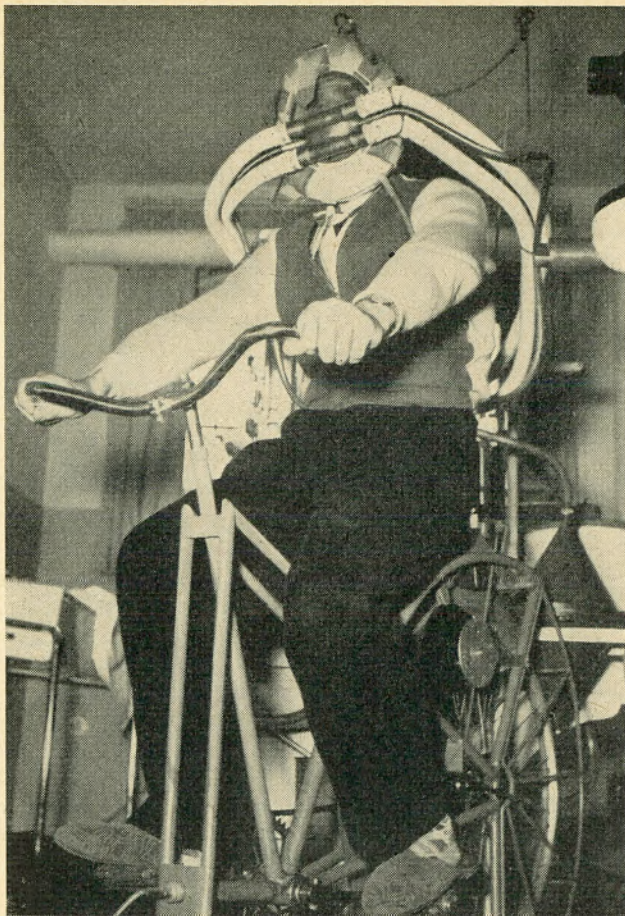
Das Max-Planck-Institut für Arbeitsphysiologie in Dortmund arbeitet an einem Forschungsauftrag der Hohen Behörde über die Lärmbekämpfung. Hier sieht man den Faraday-Käfig, mit dessen Hilfe man den Einfluß des Schalles großer Lautstärken auf Gleichgewichtsorgane feststellen kann

fördern und zu koordinieren. Die hierfür erforderlichen Mittel sollten aus dem Umlageaufkommen bereitgestellt werden. In einer Sitzung der Hohen Behörde mit den Vertretern der einzelnen Forschungsinstitute wurde beschlossen, eine Zentralstelle für bergmedizinische Dokumentation zu errichten. Außerdem kamen die Institute überein, regelmäßig Informationen über ihre Forschungen auszutauschen. Die Hohe Behörde setzte ihrerseits einen Forschungsausschuß für Arbeitshygiene und Arbeitsmedizin ein, der aus neun Wissenschaftlern der Gemeinschaft besteht. Dieser Ausschuß nimmt bei der Hohen Behörde die Stellung eines Beraters ein, „um wissenschaftliche Forschungen anzuregen, zu koordinieren und an der Verbreitung dieser Forschungsergebnisse mitzuwirken“.

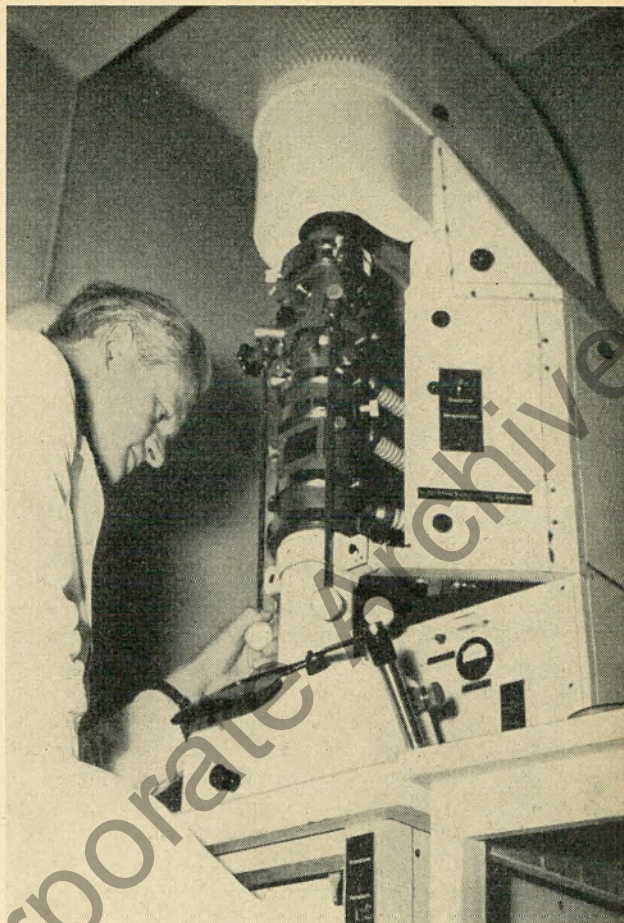
Nach einer erst vierjährigen Tätigkeit kann die erfreuliche Bilanz gezogen werden, daß auf sämtlichen Sektoren der von der Hohen Behörde geförderten arbeitsmedizinischen Vorhaben

erhebliche Fortschritte erzielt

wurden. Der Erfolg kam nicht zuletzt durch die neue Form einer supranationalen Gemeinschaftsarbeit zustande. Forschern, Betriebsärzten und sozialmedizinischen Fachleuten wurde die Möglichkeit geboten, durch Meinungsaustausch, gegenseitige Übersendung von periodischen Berichten und freundschaftlichen Aussprachen sich kennen- und schätzen zu lernen. Die Beteiligung der britischen und österreichischen Sachverständigen an diesen Beratungen war besonders fruchtbar, ebenso die Mitwirkung der



Das Krankenhaus Bethanien in Moers erhielt einen Forschungsauftrag der Hohen Behörde, der dem Kampf gegen die Silikose dient. Auf unserem Bild sieht man ein modernes Gerät, mit dem man die Leistungsfähigkeit der Lunge eines an Silikose erkrankten Bergmannes feststellen kann



Das Staatsinstitut für Staublungenforschung und Gewerbehygiene der Universität Münster, das an einem Forschungsauftrag für die Hohe Behörde arbeitet, besitzt als eine der wenigen Institute in der Bundesrepublik dieses wertvolle Elektronenmikroskop. Auf unserem Bild sieht man Privatdozent Dr. Klosterkötter, den Schüler und Mitarbeiter des inzwischen verstorbenen berühmten Silikoseforschers Prof. Jötten. Fotos: Schloesser

Regierungsvertreter, die einen solchen Meinungsaustausch aktiv förderten.

Die Untersuchungen und Forschungen erstrecken sich auf folgende fünf Hauptgebiete: Silikose, Kohlenoxydvergiftungen, Maßnahmen gegen die Hitzearbeit, Lärmbekämpfung und Rehabilitation (Wiederertüchtigung). Die ständigen Kontakte zwischen den Forschern führten zu einer gegenseitigen Information über die geeignetsten Heilbehandlungsmethoden, Geräte und Verfahren für neue Forschungspläne, z. B. für die Feststellung der Gase im Blut zur Diagnose der Lungenblähung, der chronischen Kohlenoxydvergiftung durch biologische Versuche, der Verbesserung der Frühdiagnostik der Silikose durch die Röntgenfotografie, der zuverlässigen Beurteilung des Arbeitsklimas unter Tage, der Messung der Lärmbelastigung mit Hilfe neuzeitlicher Verfahren.

Auf dem Gebiet der Wiederertüchtigung

erstrecken sich die Forschungsarbeiten insbesondere auf das Frühstadium der Rehabilitation sowie auf die Behandlung von Verletzten mit Verbrennungen. Man beschäftigt sich mit den Narben dieser Verletzten, die die Bewegungsfähigkeit behindern und die Tastfähigkeit abstupfen. So nimmt z. B. die Chirurgische Klinik der Universität Amsterdam nach einem neuen Verfahren Übertragungen von Embryonärhaut erfolgreich vor. In einigen Instituten werden Forschungen über die Wieder-

ertüchtigung von Personen mit Brandwunden, über die Psychotherapie der Verletzten und die Behandlung der Querschnittgelähmten durchgeführt. Eine Sachverständigengruppe, die gegenwärtig die Rehabilitationsmethoden in der Montanunion und in Großbritannien studiert, soll die zuständigen Stellen der Hohen Behörde beraten, damit auf diesem arbeitsmedizinisch bedeutsamen Gebiet

umfassende Maßnahmen

auf europäischer Ebene verwirklicht werden können.

Die Zentralstelle für bergbaumedizinische Fachliteratur hat sich inzwischen bewährt. Sämtliche Veröffentlichungen, Zeitschriften und Dokumente über die wichtigsten Berufskrankheiten in den Montanindustrien werden von fünf großen Forschungsinstituten ausgewertet. Die Auszüge werden in Luxemburg gesammelt, von der Hohen Behörde in die Sprachen der Gemeinschaft übersetzt, auf Karteiblätter abgedruckt und den Instituten wieder zur Verfügung gestellt, die sie den interessierten wissenschaftlichen Kreisen weiterleiten. Bisher wurden mehr als 1000 Karteiblätter verteilt. So leistet die Hohe Behörde einen Beitrag für den sozialen Fortschritt, indem sie dafür Sorge trägt, daß die Berufskrankheiten mit den modernsten Mitteln der Medizin und Technik bekämpft sowie die Arbeitsbedingungen verbessert werden, denn es geht um schwer arbeitende Menschen, deren Gesundheit mehr als in anderen Berufen gefährdet ist. W. R. Schloesser

Bedeutung und Aufgaben

unserer Absatz-Organisation

Ohne Verkauf keine Produktion

Produzieren allein sichert noch nicht den wirtschaftlichen Fortbestand eines gewerblichen Unternehmens; erst der Absatz der Erzeugnisse, d. h. ihre verkaufsmäßige Umwandlung in Geld, bringt die lebenserhaltenden Kräfte in den Kreislauf des Produktionsbetriebes. Die erzielten Verkaufserlöse müssen in ihrer Gesamtheit aber auch ausreichen für den notwendigen laufenden Einkauf der Rohstoffe und Betriebsmaterialien, für den Aufwand an Löhnen, Gehältern und Sozialausgaben, für Steuern, Zinsen und die vielseitigen geldlichen Verpflichtungen, die sonst noch mit einem Wirtschaftsunternehmen eng verbunden sind.

Über alle diese Aufwendungen hinaus, die in ihrer Summe die Erzeugungsselbstkosten für die Produkte darstellen, muß aber aus den Verkaufserlösen noch ein Gewinn verbleiben, um veraltete Betriebseinrichtungen durch Modernisierung oder Neuanlagen laufend dem Entwicklungsstand der Technik anzupassen und damit ein wirtschaftliches Produzieren zu gewährleisten.

Gleichzeitig muß die Verkaufsorganisation aus den Absatzmärkten der Erzeugnisse die Auftragsmengen herausholen, die nach Sorten und Qualitäten dem Erzeugungsprogramm des Werkes entsprechen und in ihrem Gesamtvolumen eine ausreichende und wirtschaftliche Ausnutzung der Betriebsanlagen ermöglichen.

Diesen wirtschaftlichen Binsenwahrheiten, die praktisch für jedes gewerbliche Unternehmen gelten, muß sich im besonderen auch ein Großunternehmen der eisenschaffenden Industrie, wie es Hoesch-Westfalenhütte mit einem Jahresabsatz von rund 1,4 Millionen Tonnen an Walzerzeugnissen darstellt, in der Verkaufsarbeit und der Produktion anpassen. Erst nach erfolgreicher Verkaufsarbeit kann produziert und die Beschäftigung der Betriebe gesichert werden.

Das bedeutet für die Verkaufsabteilungen, daß sie für jede Gruppe der Walzerzeugnisse aus den vielseitigen stahlverbrauchenden oder stahlverarbeitenden Industriezweigen und dem Stahlhandel die Auftragsmengen heranholen müssen, die den jeweiligen Herstellungs- oder Walzmöglichkeiten der einzelnen Werksabteilungen entsprechen. Erst hierdurch wird das Fundament gelegt für ein geordnetes wirtschaftliches Erzeugungsprogramm und die Verarbeitung der laufenden Rohstahlerzeugung.

Der westdeutsche Inlandmarkt mit seinem mengen- und sortenmäßig oft wechselnden Bedarfsanfall — an dessen

Deckung sich neben allen deutschen Lieferwerken auch das Ausland mit Stahlimporten beteiligt — bringt aber nicht allein die notwendigen Auftragsmengen für eine laufende ausreichende Beschäftigung der Walzwerke. Es müssen seitens der Verkaufsabteilungen auch die Exportmärkte und insbesondere der Exporthandel aufgesucht und gepflegt werden, um durch Walzstahllieferungen für den ausländischen Bedarf das für die Arbeit unserer Walzwerke notwendige Auftragsvolumen zu erhalten und etwaige Bedarfslücken im Inland mit Auslandsaufträgen ausfüllen zu können.

Walzstahl — ein Massenerzeugnis

Walzstahl ist im Rahmen der technischen Gesamterzeugung ein Massenerzeugnis. Die Einzelprodukte werden in unendlich viele Verbraucherkanäle gelenkt, die unsere Volkswirtschaft insgesamt berühren, sei es auf der Profilstahlseite (Formstahl, Stabstahl, Walzdraht) bei industriellen Bauten oder dem Wohnungsbau bis zur Fahrzeugschraube und dem Nagel in der Wand, sei es auf der Seite der Flachprodukte (Grob- und Mittelblech, Bandstahl, Feinblech) bei dem Schiffbau, Behälterbau bis zur Autokarosserie, Radiogehäuse, Haushaltgerät oder der Konservendose.

Damit aber muß der Verkaufspreis für Walzstahl sich auch den allgemeinen volkswirtschaftlichen Belangen und Notwendigkeiten einordnen und sich gleichzeitig noch der im Rahmen der Montanunion und Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft gegebenen internationalen Wettbewerbsslage anpassen. Das bedeutet, daß über den Verkaufspreis des Massenerzeugnisses Walzstahl keine großen Gewinne gemacht werden können, die die Rentabilität der Erzeugung von vornherein sicherstellen.

Walzstahl — keine Mangelware

Walzstahl ist nicht mehr Mangelware, wie es in früheren Jahren der Fall war, als das starke Anwachsen des Bedarfs den mengenmäßigen Erzeugungsmöglichkeiten vorseilte und jede erzeugte Tonne ihren sofortigen Absatz fand, dabei im Ausland noch zu guten Preisen. Heute sind im Inland und Ausland die betrieblichen Herstellungsmöglichkeiten für Walzstahl durch die technische Modernisierung der Anlagen und den Neubau zusätzlicher Stahl- und Walzwerke in erheblichem Maße erweitert. Damit steht dem nur langsam ansteigenden Bedarfszuwachs ein Überangebot an Walzstahl gegenüber, so daß auch der geringste bei den Verbrauchern auftretende Bedarf in

bezug auf seine Deckung, d. h. die Auftragserteilung, stark umkämpft ist.

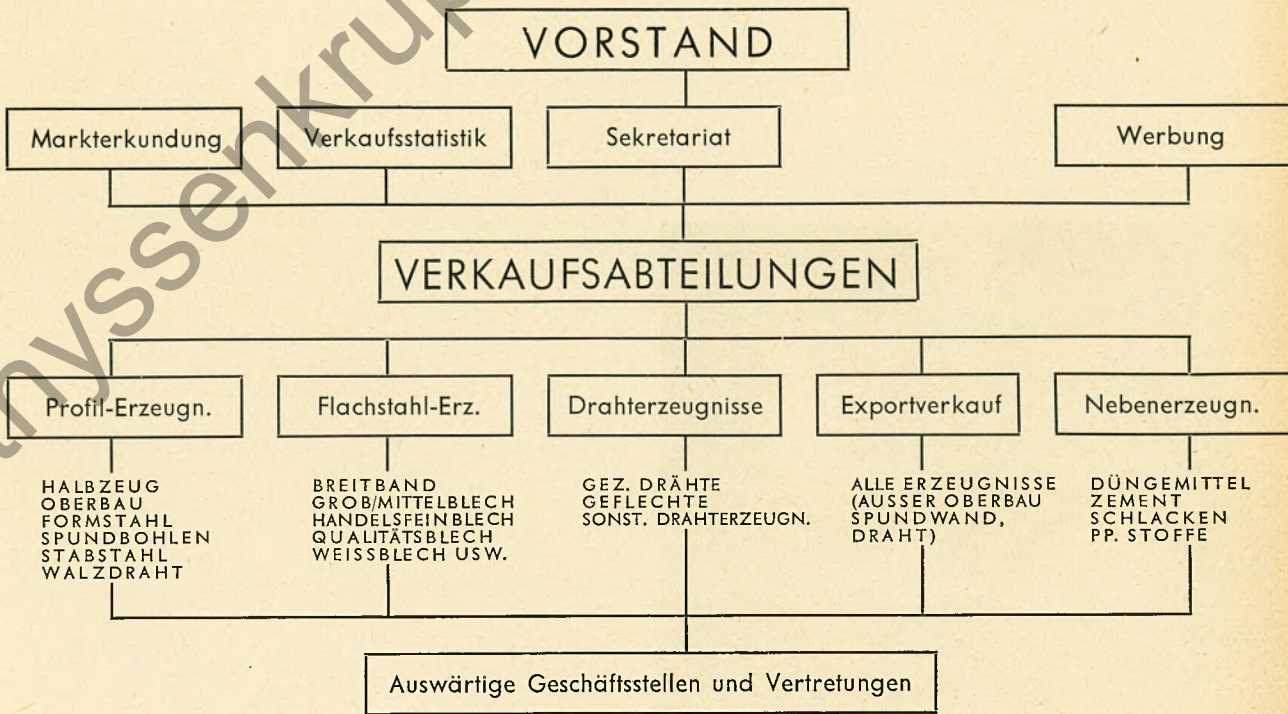
Diese durch Überangebot und niedrige Verkaufspreise gekennzeichnete Gesamtlage stellt an die Verkaufsabteilungen des Werkes außerordentliche Anforderungen in bezug auf das Hereinholen der notwendigen Auftragsmengen für eine ausreichende Beschäftigung der Walzwerke oder die Aufrechterhaltung einer der Werksgröße angemessenen Rohstahlerzeugung. Es steht insgesamt die wichtige Aufgabe an, trotz starken Überangebotes im Markt den für jedes Erzeugnis bisher erkämpften Marktanteil, d. h. den prozentualen Anteil der Westfalenhütte an der Gesamtlieferung aller Werke, zumindest zu erhalten und sich vom Wettbewerb nicht verdrängen zu lassen. Man kann mit Recht heute sagen, daß der Erfolg der Verkaufsarbeit für die Beschäftigung der Betriebe in weitem Maße ausschlaggebend ist.

Stahlgüte und Zuverlässigkeit — die besten Werbemittel

Das Massenerzeugnis Walzstahl hat im Verkauf seine eigenen Formen und Gesetzmäßigkeiten, die völlig abweichen vom Verkauf der Investitionsgüter (Maschinen, Apparate, Fahrzeuge usw.) und auch der vielseitigen Konsumgüter. Walzstahlerzeugnisse sind in ihrer Ausführungsart nach Sorten, Qualitäten und Abmessungen genormt und werden von allen Erzeugerwerken praktisch in der gleichen Ausführung hergestellt und im Inland auch mehr oder weniger zu gleichen Preisen verkauft.

Die Herausstellung besonderer Vorteile der Ware und sonstige Werbeeffekte, wie sie bei anderen Erzeugnissen im Absatz möglich und üblich sind, treten daher im Verkaufsgeschäft für Walzstahlerzeugnisse weitgehend in den Hintergrund. Es ist im wesentlichen das Vertrauen des Abnehmers zum Lieferwerk, das für die Auftragserteilung den Ausschlag gibt. Dieses Vertrauen aber muß erworben sein und laufend gepflegt und gestützt werden, einmal durch die Güte der Ware selbst, d. h. durch größte Sorgfalt in der technischen Ausführung und Vermeidung von Beanstandungen, sowie durch weitgehende Anpassung an die Sonderwünsche des Käufers, dann aber auch durch eine entgegenkommende, korrekte Geschäftsabwicklung und Zuverlässigkeit in der Einhaltung vereinbarter Liefertermine. Kundschaftspflege und Kundschaftsberatung in allen Fragen der Bedarfsdeckung und Stahlverarbeitung sind heute mehr denn je das wichtige Fundament für die Aufrechterhaltung wertvoller Geschäftsbeziehungen und die Anbahnung neuer Verbindungen.

Bei diesen vielseitigen wichtigen Aufgaben für die Betreuung der Kundschaft, für ihre Zufriedenstellung und die laufende Erhaltung als Auftraggeber müssen die Erzeugungsbetriebe und der Stahlverkauf eine enge Gemeinschaftsarbeit pflegen. Hier haben Betrieb und Verkauf zwei sich ergänzende und gleichwertige wirtschaftliche Funktionen, deren Zusammenwirken den notwendigen laufenden Auftragseingang und eine ausreichende Beschäftigung der Betriebe maßgeblich und erfolgreich stützen kann.





Direktor Wilhelm Stamme



*Verkaufssekretariat: Assistent Karl-Reinz Gerstkamp
und Dir.-Sekretärin Fräulein Christa Maimald*



*Verkauf Blech und Band: Prokurist Herbert Zimmermann
und Handlungsbevollmächtigter Ernst Wellershaus*

Verkaufsorganisation und ihre Gliederung

Die skizzierten mannigfaltigen Aufgaben der Verkaufsabteilungen erfordern eine umfangreiche, straff gegliederte Organisation für die Durchführung der Einzelaufgaben, sei es in der Kundschaftswerbung und Betreuung oder im Hereinholen der Aufträge und ihrer erzeugungs- und liefermäßigen Abwicklung. Ein erfolgreiches Arbeiten des Verkaufs setzt zunächst voraus, daß der Verkäufer die technische Materie der Walzstahlerzeugnisse voll beherrscht. Er muß die jeweiligen technischen Herstellungsmöglichkeiten in den Walzwerken ebenso kennen wie die Eignung des Materials für die verschiedenen Verbrauchsgebiete. Er muß über die speziellen Anforderungen der vielseitigen Abnehmerschaft sowie ihren laufenden Bedarf im Bilde sein und ebenso über das Vorgehen des Wettbewerbs auf den einzelnen Erzeugnisgebieten oder das jeweilige Marktgeschehen im In- und Ausland.

Die Gesamtorganisation der Verkaufsarbeit innerhalb der Werksverwaltung von Hoesch-Westfalenhütte ist mit ihren einzelnen Gliederungen in dem beigegebenen Schaubild schematisch aufgezeichnet.

An der Spitze der Gesamtorganisation steht das für den Verkaufsbereich zuständige Vorstandsmitglied, bei dem alle Fäden des Gesamtabsatzes zusammenlaufen. Der kaufmännische Vorstand führt in Verständigung mit der technischen Werksleitung die Gesamtplanung für den Absatz und damit für die notwendige Rohstahlerzeugung und die produktive Ausnutzung der Walzwerksanlagen durch. Er hat den Überblick über die Gesamtlage und die Absatzmöglichkeiten und Grenzen auf dem inländischen und ausländischen Märkten, er gibt die allgemeinen Richtlinien für den Einsatz der Kräfte und die Aufgabenteilung in den einzelnen nach Erzeugnissen aufgliedernden Verkaufsabteilungen.

Zu seiner Unterstützung und Unterrichtung verfügt der kaufmännische Vorstand als Leiter des Gesamtverkaufs über einen speziellen Mitarbeiterstab für die der praktischen Verkaufstätigkeit übergeordneten allgemeinen Fragen und Aufgaben.

Da ist zunächst die *Verkaufsstatistik*, deren Büro das gesamte Verkaufsgeschehen im Lochkartensystem (Hollerithverfahren) statistisch erfaßt. Hier werden für die einzelnen Walzerzeugnisse Auftragseingänge und Auftragsbestände, die Lieferungen an die verschiedenen Abnehmer, der mengen- und sortenmäßige Auftragsanfall nach Vertretungsbezirken und noch eine Fülle anderer wichtiger Vorgänge im Verkaufsgeschehen laufend aufgezeichnet und für die Unterrichtung des Vorstandes und der einzelnen Verkaufsabteilungen praktisch ausgewertet. Diese wichtigen Arbeiten der Verkaufsstatistik ermöglichen einen laufenden Einblick in den jeweiligen Stand der Verkaufsarbeit und die liefermäßige Abwicklung der Auftragsbestände.

Ein weiterer wichtiger Gehilfe der Verkaufsleitung ist das *Büro für Markterkundung*, das die Vorarbeiten für die grundsätzlichen Dispositionen im Absatz der Walzerzeugnisse leistet. Diese Stabsstelle hat die Aufgabe — im Gegensatz zu den allgemeinen Konjunkturforschungsinstituten —, in betriebsnaher Form die Branchenbeobachtung im In- und Ausland durchzuführen sowie die Absatzstruktur auf unserem Erzeugungssektor und die voraussichtliche Marktentwicklung in mengen- und sortenmäßiger Hinsicht zu beobachten. Sie erarbeitet der Unternehmensleitung das nötige Grundlagenmaterial für absatzpolitische und u. U. investitionspolitische Entscheidungen durch Marktanalysen und Beobachtung der wirtschaftlichen Gesamtzusammenhänge.



Verkauf Profilstahl: Handlungsbevollmächtigter Fritz Lasargik und Prokurist Helmut Gutzschbahn

Dem Stabe der Verkaufsoberleitung ist ferner noch das *Büro für Werbung* angeschlossen, das die allgemeine öffentliche Werbung für den Absatz der Westfalenhütte-Erzeugnisse in die Wege leitet, sei es durch Inserate in Zeitungen und Fachzeitschriften, Ausarbeitung von Werbeblättern für Einzelerzeugnisse, von Katalogen des Gesamterzeugungsprogramms oder sei es durch repräsentative Zurschaustellung der Westfalenhütte-Erzeugnisse auf in- und ausländischen Messen und Fachaussstellungen.

Die Männer an der Verkaufsfrent

Das Schergewicht der gesamten laufenden Verkaufsarbeit liegt bei den einzelnen nach Erzeugnissen oder Sachgebieten aufgegliederten Verkaufsabteilungen, an deren Spitze jeweils ein Prokurist oder Handlungsbevollmächtigter steht, der für die einzelnen Sachgebiete über einen Kreis geschulter Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen verfügt. In diesen Verkaufsbüros drängt sich die Fülle der vielseitigen Einzelaufgaben zusammen — und zwar von der Kundenwerbung bis zum Versand des abgewickelten Auftrages. Hier finden wir neben der wichtigen Auftragswerbung als Arbeitsaufgaben noch die Preisverhandlung, die Buchung der Bestellung und ihre Weitergabe an die einzelnen Walzwerksbetriebe unter Abstimmung der Kundenwünsche betr. Ausführungsart und Liefertermin mit den Walzwerksbüros. Weiter fallen in den Aufgabenkreis die Beobachtung der terminlichen Abwicklung der Aufträge, die Zusammenarbeit mit dem Verfrachtungsbüro und dem Rechnungsbüro und letztlich die laufende Verfolgung der Kreditwürdigkeit und Zahlungsweise der Abnehmer.

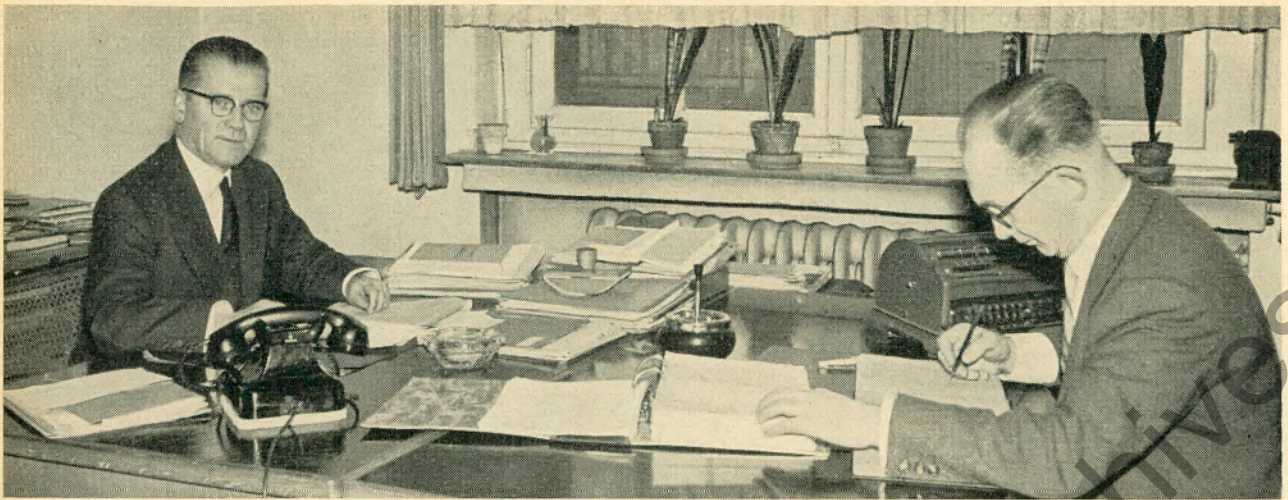
Als Sonderaufgaben stehen dabei noch an die Erledigung von Beanstandungen, die Pflege des laufenden Kontaktes mit den Stahlverbrauchern, die Unterrichtung der auswärtigen Geschäftsstellen und Vertretungen über den jeweiligen Auftragsbedarf nach Sorten und Abmessungen und terminlichen Liefermöglichkeiten, die Ausarbeitung der Vorratslisten und letztlich die laufende Aufspürung zusätzlicher Absatzmöglichkeiten für die im Walzprogramm — und eine gute betriebliche Abwicklung — besonders wichtigen Erzeugnisse.



Verkauf Drabterzeugnisse: Prokurist Wilhelm Amediek



Verkauf Nebenerzeugnisse: Prokurist Otto Kaulertz



Verkaufsstatistik: Bürovorsteher Georg Jertz und Werner Pahl

Zusammenfassend kann man sagen, daß aus der verantwortlichen Arbeit der einzelnen Verkaufsleiter und ihrer Mitarbeiter erst das Gesamtauftragsbild geformt wird, wie es für ein wirtschaftliches Walzprogramm und die Beschäftigung der einzelnen Walzwerke unentbehrlich ist. Neben der Abwicklung dieser innerbetrieblichen Erfordernisse der Verkaufsarbeit verlangen die Kundschaftsverhandlungen und die Auftragsbeschaffung noch einen ständigen persönlichen Einsatz des Verkäufers durch Reisen und Kundschaftsbesuche im Dienste der Auftragswerbung und Kontaktpflege. In der Verkaufsfront stehen, bedeutet heute unermüdlichen Zeit- und Energieaufwand für die Auftragswerbung und die Sicherstellung der Arbeit in den Betrieben.

Wichtige Helfer in der Verkaufsarbeit der Westfalenhütte sind auch die auswärtigen Geschäftsstellen und Vertretungen. Sie stehen mit in der vordersten Linie der Auftragswerbung — sind das ständige Bindeglied zwischen der Abnehmerschaft und den Verkaufsabteilungen der Hütte. Sie halten den laufenden engen Kontakt mit der Kundschaft und bearbeiten den Markt in ihrem Bezirk nach den von den Verkaufsbüros gegebenen Richtlinien für die Deckung des Auftragsbedarfs der Walzwerke oder

den Absatz von Lagervorräten. Sie sorgen für die laufende Berichterstattung über das Marktgeschehen in ihrem Bezirk, die produktions- und absatzwirtschaftliche Entwicklung bei den Stahlverbrauchern und geben damit gleichzeitig wichtige Unterlagen für die Beurteilung der Marktlage und Bedarfsentwicklung.

Einen erheblichen Teil ihrer Erzeugnisse setzt die Hoesch-Westfalenhütte über den Eisengroßhandel ab, der als Mittler zwischen dem Werk und dem Verbraucher sowie dem nachgeordneten Handel auftritt. Hierbei ist der Hoesch Eisenhandel, der mit seinen Niederlassungen und Vertretern das gesamte Bundesgebiet bearbeitet, für uns ein besonders wichtiger Abnehmer, der einen Großteil unserer Produktion aufnimmt.

Aus allen skizzierten mannigfaltigen Arbeitsaufgaben im Verkaufsbereich und insbesondere im Dienste der Kundenwerbung und Auftragsbeschaffung formt sich das lebendige Gesamtbild einer verantwortungsbewußten und sich den wechselnden Erfordernissen der Marktlage anpassenden Gemeinschaftsarbeit mit dem steten Ziel, den Erzeugnissen der Hoesch-Westfalenhütte AG einen ausreichenden Absatz zu sichern und damit die laufende Beschäftigung aller Betriebe zu erhalten.

Verkauf Export: Kurt Schneider, Frau Margret Wentz und Ernst Paul





5 Tropfen Öl schwerer als 1 Tonne Stahl

Sicherlich glauben Sie nicht, daß einige Tropfen Öl schwerer wiegen als eine oder auch mehrere Tonnen Stahl. Die tägliche Praxis im Betrieb aber beweist es immer wieder:

Da hingen an einem Kran Stahlstäbe, die verladen wurden. Obwohl Warntafeln jeden darauf aufmerksam machten — was selbstverständlich ist und längst ein jeder wissen mußte —, daß nämlich unter schwebenden Lasten Gefahr droht, und obwohl der Kranfahrer die Leute durch Signale warnte, gingen doch etliche, um sich den Weg abzukürzen, unbekümmert um die tödliche Gefahr über ihren Köpfen, unter dem Kran und seiner schweren Last hindurch. Was wäre geschehen, wenn . . . Nun, es geschah zum Glück nichts, und die leichtsinnigen Leute trotteten unbeschädigt dahin.

Noch am gleichen Tage war es. An einem Kranhaken hingen etliche schwere Ketten, wie gebündelt. Und wieder ging ein Leichtsinniger unter der Kranlast durch. Da sprang er plötzlich und eiligst zurück. Von oben waren fünf Tropfen Öl gefallen. Einen kleinen Ölflecken abbekommen, nein, das wollte er nicht. Daß auch eine Kette hätte herunterfallen können . . . Ein paar Tropfen Öl wiegen also schwerer als Tonnen Stahl.

Hat nicht ein jeder im Betrieb diese oder ähnliche Beispiele schon erlebt? Und geben sie nicht zu denken?

Die Schulden fressen uns auf!

So betitelten wir eine Zusammenstellung der Pfändungs- und Überweisungsbeschlüsse, die Lieferanten und Geschäfte — aber auch geschiedene Ehefrauen und uneheliche Kinder — gegen Werksangehörige erwirkt hatten. Das ist einmal eine böse Sache für die betroffenen Mitarbeiter, denen der verdiente Lohn nur bis zu einer vom Gesetzgeber erkannten Höchstgrenze — die wahrlich eine Mindestgrenze hinsichtlich des Existenzminimums ist — ausbezahlt werden darf. Und das ist zum anderen eine ärgerliche Sache für unser Werk, und hier insbesondere für unsere Lohnkasse, denen die Erledigung der Pfändungsbeschlüsse eine Menge Mehrarbeit und zusätzlichen Ärger die Fülle bringt. Deshalb ist es auch verständlich, daß der Leiter unserer Lohnkasse, Gustav Braukhoff, nicht gerade ein erfreutes Gesicht macht, wenn er auf die Pfändungen angesprochen wird.

„Die Leute wurden vernünftiger!“

meint er. „Lagen im Januar 1958 noch 828 Pfändungs- und Überweisungsbeschlüsse vor, so war deren Zahl im Januar 1959 mit 608 um rund 25 v. H. niedriger. Gingen im Durchschnitt der Monate August—Oktober 1957 91 Beschlüsse ein, so waren es in den gleichen Monaten 1958 nur noch 70, im Monatsdurchschnitt November 1958 bis Januar 1959 nur noch 52 und im Februar 1959 46.

Man kann wohl sagen, daß im allgemeinen viel überlegter und zurückhaltender gekauft wird, als es vielfach früher der Fall war. Hinzu kommt, daß — wenn auch nur relativ wenige Entlassungen bei uns erfolgten, die für die Betroffenen schwer genug waren — hierdurch sich doch mancher mit der Frage beschäftigte: „Und wenn du entlassen wirst?“ Auch das infolge der Kurzarbeit oder der verkürzten Arbeitszeit in vielen Lohntüten weniger gewordene Geld zwang zum schärferen Rechnen.“

Das meint auch der Gerichtsvollzieher,

der früher viel öfter in unser Werk kam. Und er weiß genau Bescheid, denn sein Einkommen — seine Gebühren — richten sich ja nach Anzahl und Höhe der Beträge, die er pfändet oder über die er Pfändungs- und Überweisungsbeschlüsse zustellt.

„Früher kam ich ja viel öfter, und die Pfändungen lauteten über höhere Summen. Heute machen nur die Unterhaltspfändungen noch den wesentlichen Umfang der Pfändungen aus. Da kommt der Betroffene auch so schnell nicht herunter, denn diese Pfändungen, beispielsweise für eine geschiedene Ehefrau oder für

ein uneheliches Kind, laufen ja oft über viele Jahre. Die sonstigen Pfändungen haben seit etwa einem Jahr erheblich nachgelassen. Das gilt nicht nur für den Hüttenarbeiter, sondern genauso für den Bergmann, über dessen Verschuldung ja früher so viel geschrieben wurde, und überhaupt für „Otto Normalverbraucher“. Vor allem eines: Heute werden weitaus nicht mehr so viele Kaufverträge von den Hausfrauen „zwischen Tür und Angel“, also bei Vertreterbesuchen in der Wohnung, abgeschlossen. Und das ist sicherlich gut so.“

„Bei den Angestellten: Fehlanzeige!“

meinte der Leiter unserer Gehälterkasse, Wilhelm Appa. „Gehaltspfändungen sind bei den Angestellten sehr selten. Das gilt vor allem für Schulden aus Käufen. Hier liegt keine einzige Pfändung vor. Unterhaltspfändungen allerdings sind in sechs Fällen durchgeführt, aber das bei 2003 Angestellten. Und es passiert ja so manches im Leben! Bei den 768 Monatslöhnern — das sind Arbeiter, die im Monatslohn stehen — liegen Pfändungen über sieben Unterhalts- und zwei Kaufschulden vor.“

Sind Schulden Privatsache?

Grundsätzlich ja. Trotzdem können sie dem Werk, ja jedem einzelnen von uns nicht gleichgültig sein. Selbstverständlich muß ein Werk Wert darauf legen, daß jeder Arbeitnehmer, der je den vollen Lohn verlangt, dem Werk seine volle Leistung gibt. Und man erzähle nicht, daß jemand, dem die Schulden über den Kopf gewachsen sind und gegen den deshalb Lohnpfändungen durchgeführt werden, nicht seelisch, moralisch und deshalb auch körperlich belastet wäre. Er kann nicht dasselbe leisten wie ein Unbelasteter. Darüber hinaus belastet jeder Pfändungs- und Überweisungsbeschuß die Lohnkasse ganz erheblich. Da müssen die Beschlüsse bestätigt, die einzuhaltenden Beträge laufend berechnet, einbehalten, abgeführt werden, da gibt es unangenehme Schreibereien und Verhandlungen mit den Gläubigern, ihren Anwälten, den Gerichten und viel Ärger mit dem Betroffenen. Das alles kostet viel Zeit, und das alles kostet deshalb viel Geld, und zwar Geld, das im Betrieb erarbeitet werden muß und anderen Aufgaben — beispielsweise auch der Lohnsumme aller — entzogen wird. Zu allem flüchtet der Betroffene gern in das „Krankfeiern“, um unterhalb der pfändbaren Einkommensgrenze zu bleiben, und belastet auch die Allgemeinheit der Mitglieder.

Deshalb sind Schulden keine Privatsache, wenn und weil sie den Betrieb belasten.

Wie man „aus der Not eine Tugend“ macht, wird, dem Sprichwort getreu, an der „Mutterholzaktion“ erwiesen, die mit dem 1. April in unserer Hütte anläuft. Die „Not“, das ist Mutters Schrei nach Kleinholz zum Feueranmachen. Er gellt aus so vielen Familien in Vaters Ohren, daß Vater sich ohne „Mutterholz“ gar nicht mehr nach Hause traut. Er darf zwar auch eine kleine Menge zerschlagenen Abfallholzes mitnehmen. Aber wenn kein Abfallholz da ist? An Nutzholz darf er nicht gehen, bei allem Verständnis für Mutters Feuernöte nicht. Um ihm die Qualen der Versuchung zu ersparen, hat die Hütte beschlossen, ihm das „Mutterholz“ zu liefern, gespalten und gebündelt, für zwanzig Pfennig mitzunehmen aus unserer sozialen Verkaufsstelle.

Die „Tugend“ aber liegt recht eigentlich da, wo diese Holzaktion ihren Anfang nimmt: in unserer Sozialwerkstatt. Die Arbeit an der elektrischen Säge, an der Bündelmaschine, das Verpacken der hölzernen Fracht in Wagen, das Stapeln in der Verkaufsstelle, alles zusammen bildet eine lebenswichtige neue Abteilung in der Gemeinschaft derjenigen unserer Arbeitskameraden, die durch Krieg, Unfall oder andere Schicksalsschläge an der Ausübung eines erlernten oder erwünschten Berufes gehindert worden sind und versuchen müssen, aus dem Rest ihrer Kräfte und Fähigkeiten und dem in einem Umschulungskursus Gelernten eine runde Summe zu machen. Es gelingt ihnen! Jeder von ihnen meistert seine ihm vom Leben zugeteilte Aufgabe mit einer stillen Würde, die Fragen zu verbieten scheint.

Da steht ein Selbstfahrer

Und doch wollen wir den einen und den anderen Träger eines uns unvorstellbaren, schweren Schicksals zu Worte kommen lassen. Man kann etwas dabei lernen. Es steht z. B. unten in der Schlosserei ein Selbstfahrer, von Hand zu betreiben. Seinem Besitzer, der sich morgens damit aus seiner unweit gelegenen Wohnung und nachmittags zurückrollt, hat ein Vollerstreifer mit Rohrkreptierer beide Unterschenkel weggerissen und die Knie zersplittert. Als der Artillerist August Beckmann aus der Bewußtlosigkeit erwachte, wollte er aufstehen, und seine Kameraden hatten viel Mühe mit ihm, ehe er begriff, was ihm geschehen war. Und dann hatte er viel Mühe mit sich selber. Wie stellt sich der Lebensweg einem jungen Menschen dar, der doch nicht mehr gehen kann? Wie besteht er das Jahr, das verstreichen muß, ehe die Prothesen auch nur angemessen werden können? Krücken, Stöcke, Gehschule. Und dann die Frage: Was fängt man an mit diesem Dasein, dem man wiederaufgerichtet und auf zwei Beinen — hölzernen zwar, aber immerhin — gegen-

**Bei uns gekauft,
hält doppelt so lange!**



Hier ein „Einbildkatalog“ mit den „Angeboten“ unserer Sozialwerkstätten

**Qualitäts-Bürstenwaren,
Körbe und „Mutterholz“
aus unserer Sozialwerkstatt**



Hier entsteht unter den geschickten Händen des blinden Adolf Wittger ein Papierkorb



Otto Loboff ist durch Kinderlähmung zum Korbflechter geworden

Albert Dittmar (taubstumm) macht die Bündel für uns fertig



übersteht? Es gab noch nicht viel Umschulungsmöglichkeiten im Kriege und kurz nach dem Krieg. Also nahm man das Nächstliegende: Bürstenmacherei. Und die Kameraden, die man da traf — in der Lehrwerkstätte z. B., in Warstein, weil die Blindenschule in Soest ausgebombt war —, die sagten: „Irgendwie werden wir's schon zusammen schaffen, August. Du kannst nicht gehen, aber schließlich braucht man in einem Betrieb, in dem Blinde arbeiten, auch einen, der die letzten Handgriffe an den Bürstenwaren tut und sie dann weiterleitet.“

Asta auf der Betriebsversammlung

Auf dieser Basis begann August Beckmann seine Arbeit in unserer Sozialwerkstatt. Er rollte seinen Selbstfahrer durch Tor V und kletterte mühsam genug die Treppen zur Bürstenmacherei empor. Im neuen Heim unserer Schwerbeschädigten hat er seinen Fahrstuhlschlüssel wie die anderen, nur benutzter ihn seltener: Die Blinden, die von ihren Hunden zur Arbeit geführt worden sind, fahren mit ihren vierbeinigen Freunden um 9 und 12 Uhr hinunter, damit die klugen Tiere, die so geduldig ihre „Schicht“ in den gepolsterten Körben abliegen, sich auf dem Rasenplatz zwischen Sozialwerkstatt und Wäscherei Bewegung machen können.

Da ist z. B. „Asta“, die schon einmal in der „Westfalenhütte“ abgebildet war, wie man sie täglich nach Feierabend mit Herrchen sehen kann, wenn sie sich in „ihrem“ Eimer „ihr“ Essen aus der Werkküche holt, an der sie ohne Eimer nicht vorbeizukriegen ist. Asta führt ihren Herrn, Max Strotkamp, der früher in der Stahlbauabteilung Kesselschmied war und im Polizeieinsatz bei einem Luftangriff auf das Franziskanerkloster zu Dortmund sein Augenlicht verloren hat, auch zur Betriebsversammlung in den Werkhof.

Und wenn die Betriebsversammlung zu Ende geht und Herrchen aufbrechen will, dann achtet Asta natürlich nicht darauf, daß alle Tore weit offenstehen, um die Versammelten schnell nach draußen zu entlassen. Asta weiß: Wenn sie Herrchen in die Schlosserstraße führen will, muß sie durch Tor III gehen. Und vor Astas zielstrebigem Pflichtbewußtsein verstummt jeder gute Rat, den die noch dicht gedrängt stehenden Kumpels geben könnten: „Geh doch hier durch, Kamerad, da hast du's leichter.“ Sie sehen den Hund an und seinen Herrn, sie treten einen Schritt zurück und noch einen, und durch die Gasse, die sich fast lautlos vor ihnen öffnet, führt Asta ihren Herrn durch Tor III, wie sie's gelernt hat, am Werkschutz vorbei.

Drei Augenoperationen

hat Fritz Nickel überstehen müssen, immer in der — zuletzt nicht mehr — eingestandenen Hoffnung, daß es wenigstens bei einem Sehnerv noch zu schaffen sein werde. Es war nicht zu schaffen; die Mine, die 1944 vor dem erst 18jährigen, seit 8 Wochen im Einsatz in Polen stehenden Soldaten hochging, hatte den Sehnerv zu stark beschädigt. Und hatte ihm die rechte Hand weggerissen; als er im Lazarett erwachte, war auch das linke Bein in Gips. Das wenigstens wurde wieder gebrauchsfähig. Fritz Nickel braucht keinen Hund. Ein Kamerad führt ihn heim und holt ihn ab, nun schon seit zehn Jahren. Und lange dauert es nicht mehr, dann wird sein heute siebenjähriges Töchterchen Marion soweit sein, voll verantwortlich für Vatis und die eigene Sicherheit sagen zu können: „Ach, hör doch nicht immer Radio, Vati. Komm, wir gehen in den Hoesch-Park!“

Anruf genügt

Mancher Mitarbeiter weiß noch nicht, auf wie vielseitige Art unsere Schwerbeschädigten für ihn beschäftigt sein können, wenn er nur sagt, was er braucht. Da fehlt z. B. ein Riemen in ganz bestimmter Länge, fürs Moped, für Camping. Ein Anruf an Obermeister Müller genügt. Wir haben doch eine Riemenmacherei, die zwar in der Hauptsache werkgebundene Aufgaben erfüllt, für solche Privatwünsche aber gern zur Verfügung steht, rasch und qualitativ hervorragend. Da ist was gerissen an der Ledertasche oder sonst einem Gegenstand, der in die heilende Hand eines Sattlers gehört. Anruf genügt! Unsere Sattlerei macht Ledermanschetten verschiedener Art für hydraulische Pumpen und manches andere, aber sie arbeitet auch für dich.

Unsere Schneiderei beschäftigt sechs gelernte Schneider, von denen jeder mit Arbeit zugedeckt ist: Arbeitsanzüge für besondere Fälle, Brennerjacken aus

Englisch-Leder, Werkschutz- und Feuerwehruniformen, Fahnen u. a. m.

Auch du könntest beispielsweise . . .

Wahrscheinlich hast du weder Bedarf an Säcken und Filtern (aus der Sack- und Filternäherei), wie unsere Invaliden sie für Hochofen und Zementfabrik herstellen. Handlappen, die die Drahtverfeinerung hier gemacht bekommt, wirst du auch zu Hause nicht gebrauchen, ebensowenig wie Fausthandschuhe oder Anhänger-Etiketten für Bleche, die ins Ausland gehen. Du brauchst nichts aus der Stanzerei, aber du könntest deine Schuhe bei unseren Invaliden besohlen, flicken oder schwarz färben lassen. Du wirst dich wundern, wie schön sie dann in der Frühjahrssonne blitzen werden! Die Schuhmacher in der Sozialwerkstatt verstehen sich aufs Renovieren. In der Nachkriegszeit haben sie reichlich Gelegenheit gehabt, sich darin zu üben, mit 200—300 Paar Schuhen in der Woche, und was für Schuhen! Für Sohlen und Absätze mußten sie erst irgendwo Vollgummireifen „finden“ und sie dann mühsam zurechtschneiden. Holzstifte mußten sie sich auch selber machen bzw. eine Maschine erfinden, die die Stifte machte. Als es nach der Währungsreform wieder Schuhe in Mengen gab und sie auf ihren mühsam reparierten alten Galoschen sitzenblieben, sozusagen, gingen sie unter die Modeschöpfer: „Olympiade“ hieß ein Schuh aus weißem Segelleinen mit Schnürlöchern, den ein Sportler nur anzuziehen brauchte, dann hatte er den Sieg schon in der Tasche . . .

Schuhe, die so schnell laufen können, wetzen sich natürlich ab. Ein Roßhaarbesen, den Vater als junger Mann seiner jungen Frau mitgebracht hat aus der Invalidenwerkstatt von damals, der hat heute noch Haare, wenn auch Mutter mit Recht zu Vater sagt, sie könnte nun auch mal einen neuen gebrauchen!

Das Geheimnis des Erfolges: handeinge- gezogen

Was für Roßhaarbesen gilt, das gilt ebenso für Kokos- und Piassavabesen, für Handfeger aus Kokos oder Roßhaar, für Schrubber, Wischer, Abseifbürsten aus „Weiß-Fibre“ oder (härter) „Union-Fibre“, für Schuh- und Auftragsbürsten, Kleider- und Teppichbürsten, doppelte und einfache Nagel- und Toilettenbürsten: Das Einziehen der Borsten mit der Hand verleiht ihnen schier unbegrenzte Haltbarkeit. Ein oberflächlicher Vergleich der Preise ergibt allerdings: In der Stadt kann man es billiger haben! Aber diese „Ersparnis“ (meist handelt es sich um Groschen) ist relativ: Handgearbeitete Ware hält länger, zumal bestes Rohmaterial zur Verwendung kommt, und — wir kaufen doch so gern bei „unserm“ Kaufmann, den wir kennen,

zu dem wir Beziehung und Vertrauen haben — mit unseren Invaliden verbinden uns die Arbeitskameradschaft und das Wissen um die Bürde, die das Leben jedem von ihnen auferlegt hat.

Wäschekorb nach Maß

Mit dem Wäschekorb geht es in manchem Haushalt ähnlich wie mit dem Roßhaarbesen: Nach jahrelangem oder jahrzehntelangem Gebrauch hat er ausgedient. Also rufen wir in der Sozialwerkstatt an und bestellen uns einen, oval oder viereckig, hoch oder niedrig, ganz wie wir ihn brauchen. Aus den Weiden, die in einem riesigen Einweichbecken vorgeweicht werden, läßt sich alles machen: Kartoffelkörbe in der althergebrachten Form, elegante Henkelkörbe für die moderne Hausfrau, Papier-, Tauben- und Hundekörbe, Tragekörbe für drei und mehr Flaschen, flache Brotkörbe, kokett gebogene Körbchen, aus denen kleine Mädchen bei Hochzeiten Blumen streuen wollen, sogar Nistkörbchen für Vetter Starmatz und geflügelten Anhang, Vogelegehenne mit Schlupfloch, Flugrampe und bester Ventilation.

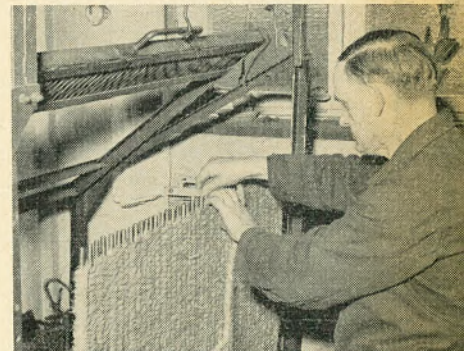
Die Dinge, die wir aus den Sozialwerkstätten beziehen, sind als Kokosmatte, Bürste, Besen oder Korb Träger einer Botschaft an uns, die wir vielleicht in einem Augenblick erst recht verstehen, in dem wir meinen, in unserem Leben festgefahren zu sein, in dem wir gar nicht mehr weiter wissen: Die Menschen, die sie trotz Schmerzen und schwerer Behinderung, trotz Leid und Umstellung und Verzicht für uns hergestellt haben, sind mit ihrem Schicksal fertig geworden, irgendwie. Was sie „gemacht mit ihrer Hand“, stellt eine Garantie dar, die ganz umsonst mitgeliefert wird, eine Garantie dafür, daß auch wir mit dem, was uns bedrückt, fertig werden, eines Tages, irgendwie.



Der an beiden Oberschenkeln amputierte August Beckmann macht die von den Blinden hergestellten Bürstenwaren verkaufsfertig



Blind und einhändig, schafft Fritz Nickel doch sein tüchtiges Tagespensum



Die Kokosmatten, die der sehbehinderte Johann Kutz macht, halten ewig . . .

Am 1. April lief der Verkauf von „Mutterholz“ in unserer Verkaufsstelle an



Gefiederte Gefährten

Tauben in der Geschichte der Menschheit

Es gibt nicht nur berühmte Boxer, Torsteher, Filmstars und Rennpferde, sondern auch eine beachtliche Anzahl Tauben, die „Geschichte gemacht“ haben. Vom Berge Athos über Modena und Verdun gurren sie bis in die USA, durch alte Kulturen von Noës Zeiten an durch Indien und Babylon bis zu Picassos Briefmarkenentwürfen von heute. Denn keineswegs ist die Freude an den Tauben nur eine Modeerscheinung der letzten fünfzig Jahre: Im Altertum einst als die Tempeltauben den Liebesgöttinnen und Königinnen geweiht, wurde dann die Taubenhaltung in der Zeit des Rittertums alleiniges Vorrecht des landbesitzenden Adels, der sie mit Falken zu jagen liebte. Und heute ist die Taube der treue Freund und Gefährte vornehmlich der Bergleute in aller Welt. Von den rund 85 000 organisierten Züchtern in der Bundesrepublik mit etwa 2½ Millionen „Reisetauben“ entfallen auf das rheinisch-westfälische Revier mehr als 60 Prozent. Und wie viele unserer Mitarbeiter sind wohl „Taubenkaspere“. So lockt es durchaus, statt wie üblich nach weltanschaulichen, staatspolitischen, wirtschaftlichen oder sonstigen Standpunkten im Buche der Geschichte zu blättern, auch einmal vom Taubenschlag aus die bekannten sechstausend Jahre der Menschheit zu betrachten.

Fritz Schwalm, Werkschutz, seit 35 Jahren Taubenliebhaber und seit 30 Jahren Vorsitzender des Vereins „Siegesbote“



*Eine weiße Taube wird fliegen
und mit Adlerskühnheit diese Geier anfallen,
die das Vaterland zerreißen!*

(Schiller: „Jungfrau v. Orleans“, Prolog)

Dieser „Taubenauflass durch die Weltgeschichte“ beginnt nach dem 1. Buch Mose, Kap. 8, mit der Taube des Noë. Bischof Ulfilas gab ihr im Jahre 378 während der Völkerwanderung in seiner gotischen Bibelübersetzung den Namen „hraiwo-duba“, d. h. die „Trauerbereitende“, weil sie ja durch ihre Rückkehr bekundet, daß ihr Fuß noch immer keinen trockenen Ruheplatz auf der überschwemmten Erde gefunden hätte. Aber beim zweiten Flug nach acht Tagen brachte sie einen Ölzweig mit, der „... nun die Arche mit dem Wohlgeruche des verlorenen Paradieses erfüllte. Gott hatte den Eingeschlossenen dieses Zeichen der Versöhnung gesandt...“ Seitdem gilt die Taube mit dem Ölzweig in aller Welt als Friedentaube. Allen jenen Taubenvätern, die letzters vergeblich ihren „Passauer“ zurückerwarteten, sei verraten, daß es auch dem Noë bei der dritten Reise so erging; wieder eine Woche später kehrte „hraiwo-duba“ nicht mehr in den gewiß muffigen Menagerieschlag zurück.

Ausgrabungen und Aufzeichnungen lassen bis in die Zeit etwa 4000 vor Christus die Verwendung von Tauben bei den verschiedenen Götterkulten erkennen. Wahrscheinlich weil die einst wilden

Felsentauben ihre Nist- und Brutplätze nach und nach in alte Tempelbauten verlegt und sich durch regelmäßige Fütterung an die Priester gewöhnt hatten. Jedenfalls spielen Tauben in den sagenhaften Lebensläufen jener als Halbgötter verehrten Herrscher und Königinnen in den orientalischen Kulturreichen eine große Rolle. So wird eine Königin als Kind im Gebirge ausgesetzt, aber von Tempeltauben ernährt; eine andere, wegen ihrer Schönheit geraubt und in einem Schloß gefangengehalten, konnte nur im Schwarm der Palasttauben entfliehen. Wieder eine dritte Königin stirbt nicht, sondern verwandelt sich in eine unsterbliche, weiße Täubin. Die märchenhaft schöne Königin Semiramis von Assyrien (1500 v. Chr.) soll nach Ktesias, dem fröhlich fabulierenden Vorbild aller Reiseberichterstatter, sogar aus einem Taubenei geboren sein. Aus diesem Grunde wurden die kultischen Sagentauben auch nie zum Verspeisen geschlachtet. Ungestört trippeln sie durch das Morgenland vom Euphrat und Tigris bis nach Byzanz und an den Hof der Kleopatra am Nil. Die meisten griechischen und römischen Schriftsteller haben in ihre sonst so wahrheitsgetreuen Berichte derartige Taubendöhnkes eingewoben und so der Nachwelt überliefert. Natürlich konnte es auch nicht ausbleiben, daß man den verschiedenen Liebesgöttinnen Istar, Astarte, Aphrodite und Venus in Dichtung und Darstellung stets einige schnäbelnde oder sich umtänzelnde Tauben zugesellte, was bestimmt richtiger war, als heutzutage Tauben als Sinnbild ehelicher Treue darzustellen.

Von Opfertauben dagegen ist bei den alten Juden die Rede. Durch Gottfried Herders 1775 veröffentlichte „Dichtungen der morgenländischen Saga“ wissen wir auch, wieso es dazu kam. Der siegreiche Krieger Jephata hatte unbedacht aus Dank für die Niederwerfung seiner Feinde gelobt, das zum Opfer darzubringen, was ihm aus seiner Hütte zuerst entgegenträte. Es war seine geliebte Tochter Naëmi. Zwar betübte ihn das sehr, aber er wollte seinen Schwur halten. Als die schöne Jungfrau auf dem Altare Jahves dargebracht werden sollte, setzte sich eine Turteltaube auf den Opferstein. Daran erkannte der Vater den Wunsch des Herrn. Naëmi war nun erlöst, und seitdem sind die Tauben die edelsten Opfertiere. Wiederholt erzählt uns die Heilige Schrift von Taubenopfern. Auch Maria und Josef brachten am 40. Tage bei der Darstellung Jesu im Tempel ein Paar Turteltauben als Opfer dar.

Die jüngste im mythologisch-symbolischen Schwarm ist die Hl.-Geist-Taube, die sowohl bei der Schöpfung über den Wassern des Ur-Chaos als auch bei der Taufe

im Jordan über dem Heiland schwebte. Sie beherrscht die gesamte christliche Kunst und Vorstellungswelt, begonnen mit einfachsten Bildern aus dem zweiten Jahrhundert in den Katakomben und den Heiligenlegenden, nach welchen die Seelen der Märtyrer als rote Tauben zum Himmel aufstiegen. Kultische Gefäße, wie z. B. das Ewige Licht (peristerium), waren oft stilisierte Tauben. Auch die moderne christliche Kunst bietet zahllose Beispiele in Holz, Metall, Glasmosaik, als Gemälde oder Bilderteppiche mit Hl.-Geist-Tauben. So seien genannt: ein wunderbarer Gobelin „Franziskus und die Tauben“ von Irma Goecke, den das Kestnerrmuseum in Hannover erwarb, die „Tauben von Fatima“, die selbst die Reiseprospectorien zieren, und die metallene „Friedensampel von Kevelaer“ von 1951: drei Tauben tragen das Licht.

Die Völker des Morgenlandes begnügten sich aber keineswegs nur mit den kultischen Tauben, sondern sie nutzten auch schon real ihren Heimkehrtrieb. Verbürgt ist der Einsatz von Botentauben in den Perserkriegen unter Darios. Als in diesen Kämpfen 492 v. Chr. gewaltige Stürme die persische Flotte am Vorgebirge Athos (Chalkidike in Griechenland) zertrümmerten, erreichten nur wenige der mitgeführten Tauben mit der Unglücksbotschaft Persepolis, die Hauptstadt der Perser. Die meisten Tiere suchten in Griechenland Schutz vor dem Unwetter, und so kamen die ersten Brieftauben nach Europa. Diese zahmen, der Göttin Istar geweihten Tauben nannten die Griechen dann auch „persistera“ zum Unterschied von der ihnen längst bekannten dunkelgrauen Holztaube, der „pelaia“, die schon 500 Jahre zuvor an vielen Stellen der Homerischen Ilias und Odyssee genannt wurde. Sie scheinen auch dort schnell als Nachrichtenbringer Verwendung gefunden zu haben. Nachweislich nahm der Läufer Taurostenes aus dem 160 Kilometer entfernten Aegina 444 v. Chr. bei den 84. Olympischen Spielen eine Taubin mit zu den Kampfspielen. Sofort nach seinem Siege ließ er das Tier mit dem als Zeichen verabredeten Purpurfädchen am Beine auf und kündete dadurch den Eltern und Freunden die gute Nachricht. Darauf ist die Sitte des Taubenauffassens bei unseren heutigen Olympischen Spielen zurückzuführen.

Von den Griechen erlernten die Römer den Gebrauch der dann Posttauben genannten Tiere zur Nachrichtenübermittlung in Krieg und Frieden. Das große römische Weltreich war bereits unter Kaiser Diocletian um 300 n. Chr. mit einem Netz von Taubenstationen ausgestattet, und lange vorher rief im Mutinischen Kriege das belagerte Modena um



Leo Olyniczak, Vergüterei, mit ausgesuchten Tauben seines Schlages

44 v. Chr. befreundete Stadtstaaten um Hilfe an. Seitdem ist die Verwendung von Brieftauben gerade bei Belagerungen und in der Schifffahrt bei allen europäischen Völkern allgemein verbreitet, insbesondere da die Kreuzfahrer im 12. Jahrhundert die Taubenposten ihres großen Gegners Sultan Nurr-Eddin als eine recht beachtliche Waffe kennengelernt hatten. Auch Ägypten war mit einem Netz von Türmen für die ständigen Posttauben ausgestattet, und das älteste Buch über die Eignung von Tauben zu Botendiensten ist von dem Araber Michail Sabbagh aus jener Zeit. Darin heißt es: „Die Botentaube ist sicherer als die Segler und flugtüchtiger als die Wolken...“ An die besondere Brieftaubenzucht der

Kalifen von Bagdad erinnert noch die auch unseren heutigen Reisetauben zugrunde liegende „Bagdette“-Tauben. So wurde es auch im Abendland Sitte, sich von Burg zu Burg mit Tauben Nachrichten zuzusenden und die des befehdeten Ritters durch Fallen abzufangen. Noch heute sind auf manchen alten Burgen und Schlössern in England, Frankreich und Deutschland die eigens für Taubenhaltung eingerichteten Türme erhalten und unter Denkmalschutz gestellt. Ein besonders schönes Beispiel dieser Art in Willington (Grafschaft Bedfordshire) pflegt der Nationale Brieftaubenklub von Großbritannien. Auf Korsika sind noch solche Türme normannischer Rittergeschlechter mit Wappenschilden erhalten und verein-

Otto Schmidt, Walzwerk III, mit einem seiner häufigsten Sieger





Ehrenpräsident der Reisevereinigung Vebmelinde, Franz Neuss, und Reinhold Cybulla pflegen unsere Tauben in den Sportanlagen

zelt auch auf westfälischen Wasserburgen. Tauben in Wappen und Geschlechternamen: von Taubeneck, Taubenheim, Ritter von Taubadel... und die einstige Berufsbezeichnung der Taubenwärter: Teubner, Däubler, Duwe usw., erinnern daran.

Aus der Fülle der Beispiele seien nur noch einzelne herausgestellt: Als Magalhães als erster 1519/22 in dreijähriger Fahrt mit seiner „Vittoria“ von Sevilla aus die Welt umsegelte, richtete er fast 200 Taubenstationen ein. Das Seefahrtsmuseum in Quito (Ecuador) gibt in einem besonderen Saale mit genauesten Angaben über diese Einrichtungen der ersten Europäer in Südamerika Kunde. Noch heute bedient man sich in der dortigen Küstenschifffahrt ähnlich wie im ostasiatischen Raume Tausender von Brieftauben als zuverlässiger Nachrichtenbringer. Der holländische Admiral de Ruyter unterhielt 1691 von seinem Flaggschiff aus nicht nur zu den Flottenhäfen, sondern auch mit einzelnen Geschwadern während der großen Seeschlachten gegen die Engländer einen wertvollen Erkennungs- und Sicherungsdienst mit Brieftauben. Kurz darauf ließ Wilhelm III. von England an Tyne und Themse Brieftaubenstationen einrichten, denen nach

und nach solche für Kriegs- und Handelsschiffe in Cadiz, Texel, Nantes und Lissabon folgten.

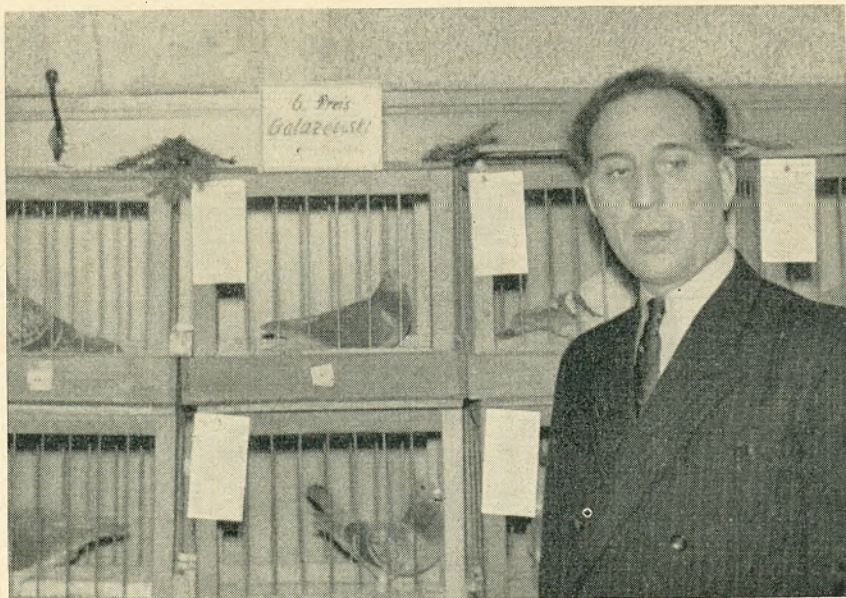
Im Freiheitskampf der Niederlande unter den Grafen Egmont und Hoorn gegen den spanischen Statthalter Alba

riefen 1573/74 die belagerten Städte Haarlem und Leyden erfolgreich durch Tauben Hilfe herbei, wie auch in Paris 1590 im Hugenottenkriege unter Heinrich IV. Die napoleonischen Generäle setzten wiederholt Botentauben ein, und in dem für alle europäischen Staaten vorbildlichen Gesetzbuche des Korsen, dem Code Napoleon, wurde auch das noch sonst allgemeingültige feudalistische Vorrecht des landbesitzenden Adels zur Taubenhaltung beseitigt.

Damit war erst die Grundlage geschaffen, daß die Brieftaubenzucht ein Volkssport werden konnte. So entstanden auch in jener Zeit in Frankreich, Belgien, Holland und dem damals besetzten Rheinland die ersten Brieftaubenvereine. Doch auch Napoleons Untergang trugen die Tauben 1815 vor der Erfindung des Telegraphen in die Welt hinaus und verhalfen damit dem damals noch kleinen Bankhaus Rothschild zu Ruhm und Reichtum. Der Bankier Rothschild hatte im Hofe seines Hauses in London-Hammersmith einen Taubenschlag und erhielt dort von seinen Geschwistern aus Paris und Frankfurt-Main schnellstens politische und wirtschaftliche Nachrichten, die er geschickt auf der Börse zu nutzen verstand. So wußte er durch seine „Kurstauben“ bereits am Abend des 18. Juni 1815 als erster in England vom Ausgang der Schlacht bei Waterloo in Belgien. Dadurch verdiente er an dem Sturz Napoleons und dem Börsensturz etwa 20 Millionen und begründete mit den gefiederten Boten sein noch bis heute bestehendes Bankhaus.

1849 begann der in Kassel geborene Julius Reuter mit seinen vierzig „Reise-

Bruno Golazewski, Drabtwerke, zeigt bei der Ausstellung die beste Standardtaube und den besten Standardvogel



vögeln“ eine Nachrichtenzentrale. Wohl gab es zu jener Zeit schon die Morsetelegraphie, aber die Lücke im Netz zwischen Aachen und Brüssel wußte er mit seinen Brieftauben wesentlich schneller zu überwinden, als es der „gelbe Postwagen“ trotz der vier Pferde auf der 12-Kilometer-Strecke vermochte. Seine Devise lautete: „Tempo, Tempo wie die Tauben!“ Bei dem sehr bedrohlichen französisch-österreichischen Streitfall um Sardinien konnte am 9. Februar 1859 das Reuter-Nachrichtenbüro bereits 3 Uhr der englischen Presse die von Kaiser Napoleon III. von 12 bis 1 Uhr im Parlament gehaltene wichtige Rede auf den Redaktionstisch legen. Als Reuter 1871 vom Herzog von Sachsen-Coburg den in England anerkannten Titel eines Barons erhielt, wurde er in dankbarer Erinnerung an die Tauben einer der freigebigsten Förderer der englischen „homing-clubs“, d. h. der dortigen Brieftaubenvereine, denen auch die letzten Könige in England aktiv mit ihrem Zuchtschlage angehörten. Während der viermonatigen Belagerung der französischen Hauptstadt vom September 1870 bis zum Januar 1871 wurde die Verbindung mit der Außenwelt durch über 350 Brieftauben aufrechterhalten. Die Tiere wurden mit Ballons in die Stadt eingeflogen, und über hundert der Tauben machten den Weg mehrmals und bewiesen damit die Zuverlässigkeit in höchster Gefahr. Wie groß in ganz Paris die Hoffnungen auf die gefiederten Boten waren, zeigt ein fünfstrophiges Gedicht des Literaturprofessors P. Albert von der Universität, dessen Anfang in der Übersetzung lautet:

Liebe Boten, schwingt euch auf in den weiten Raum!

Dort hinauf! Noch höher! Seid vorsichtig!
Damit weder das Blei noch der räuberische Falke

den Schwung eures Fluges hemme.

Die ihr Hoffnung in die Arche brachtet,
bringt uns Verheißung und Hilfe.

Fliegt, Tauben! Und verkündet es Frankreich:

Paris hat nur noch Brot für drei Tage!
Paris wartet! Wartet, wartet!

Wenn auch trotzdem Paris nicht gehalten oder befreit werden konnte, legte man nach 1871 möglichst in allen Festungen militärische Taubenstationen an. Auch in den letzten beiden Kriegen verdanken gewiß Tausende Männer auf beiden Seiten dem Einsatz dieser harmlosen Vögel Leben und Gesundheit. Doch nur einzelne Tauben blieben mit Namen der Nachwelt erhalten. So die „Tauben von Verdun“, welche die damals stärkste Festung rettete. Ihr hat die französische Regierung ein Denkmal gesetzt mit der Inschrift:

„Den Taubenfreunden, gefallen für Frankreich,
der Taube von Verdun.“

Aus dieser Festung sandte während der Schlacht am 4. Juni 1916 der Kommandant Raynal seine letzte Taube (Nr. 787-15) mit folgender Botschaft: „Wir halten immer noch aus, aber wir erleiden einen sehr gefährvollen Angriff durch das Gas und Artilleriefeuer. Es ist nötig, uns zu befreien. Geben Sie uns sofort Lichtsignale über Souville, das auf unsere Rufe nicht antwortet. Diese ist meine letzte Taube.“

Auch auf deutscher Seite wurden in beiden Kriegen Tausende Tauben „einberufen“, von denen zwei in USA-Gefangenschaft geratene Armeetäuber halfen, die erst nach 1919 im Fort Monmouth eingerichteten Stationen für Kriegstauben zu begründen. Es waren diese „Kaiser“, weil auf seinem Nummernring eine Kaiserkrone war, und „Ankermännchen“ (anchorcock), da er erschöpft auf einer Ankerkette sitzend im Ozean gefangen wurde, wahrscheinlich der letzte Gruß eines deutschen U-Bootes. Dem stolzen „Kaiser“ verliehen die Amerikaner später für seine erstaunliche Lebenskraft einen goldenen Fußring mit der Krone.

Nach dem zweiten Weltkriege wurde in Aachen dem alten Züchter A. Wirtz sein bester Täuber „Siegfried“ von den einmarschierenden USA-Soldaten abgenommen und im Flugzeug übers Meer entführt. Auch W. wurde fast vier Jahre interniert. Er baute nach seiner Entlassung sein zerbombtes Haus in Aachen nicht mehr auf und zog nach Köln. Als

Siegfried 1950 dem USA-Schlag entflohen und wahrscheinlich auf einem Schiff als blinder Passagier die Heimreise machte, suchte er seinen alten Schlag und Herrn. Tagelang kreiste er um die Trümmer des Aachener Hauses, bis ihn ehemalige Nachbarn des W. einfangen konnten. Auch die amerikanischen Pfleger des Siegfried erkannten das Tier sofort wieder, das sich wie einst glücklich gurrend auf W.'s Schulter setzte. Die fast unglaubliche Geschichte findet dadurch ihre Krönung, daß Käufer aus 29 Staaten der Welt mit höchsten Dollarangeboten den verarmten W. nicht zur Trennung von seinem treuen Siegfried bewegen konnten.

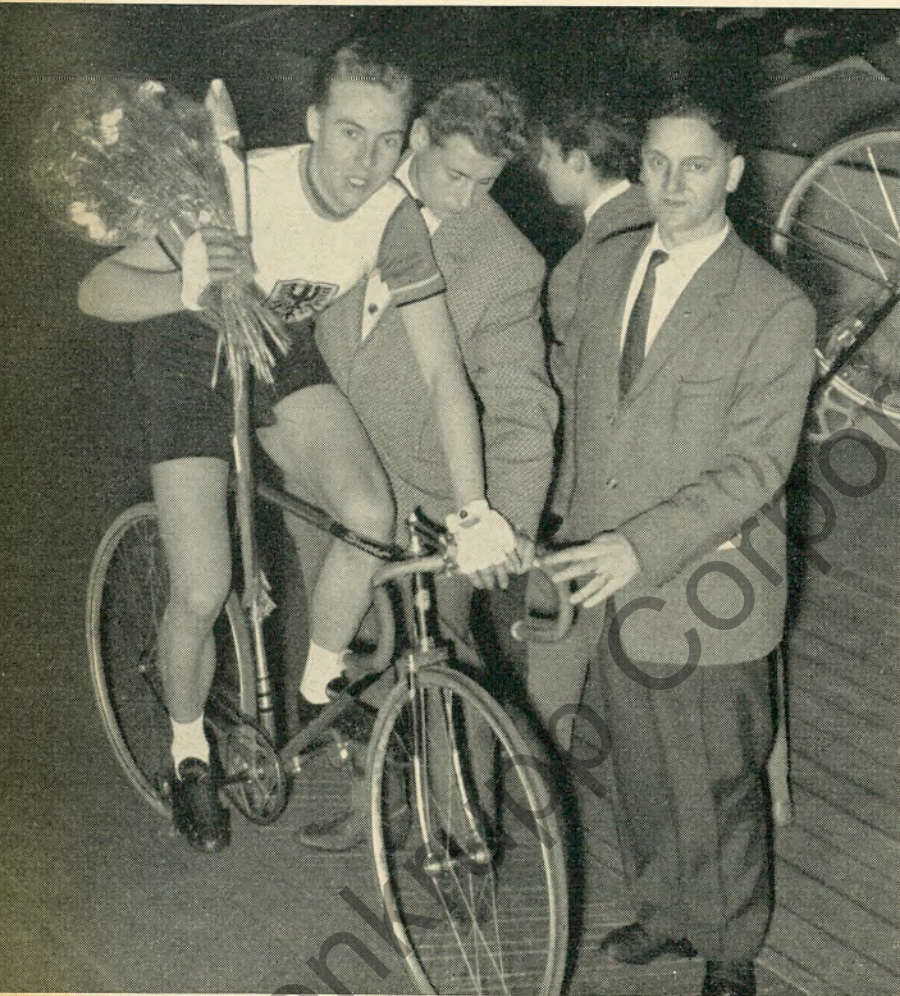
Wenn Briefmarken tatsächlich als Sprache der Zeit ein Kulturdokument und Zeugnis für die Nachwelt sind, so ist die allgemeine und große Beliebtheit der Taube in allen Erdteilen, Staatsformen und Konfessionen bewiesen. Denn sie erreicht die Höchstzahl von rund 200 Markenbildern, begonnen mit der Stammutter aller Taubenmarken, dem heute sehr kostspieligen „Basler Täubli“ von 1845 bis zu den serienweisen Friedenstauben der Deutschen Demokratischen Republik, die zumeist auf Entwürfe des sonst supermodernen Malers Picasso zurückgehen sollen. In seiner Vorliebe für die Tauben bemalte er eines Nachts in Antibes (Südfrankreich) manche Schaufenster mit einem Pinselstrich mit Tauben und ließ sich selbst mit seinem Lieblingstier auf dem Kopfe fotografieren. Damit demonstrierte er die bekannte Berliner Redensart, die noch zu Luthers Zeiten hieß:

„Der hat ja eine Taube!“

Helmut Matuschak, Kesselschmiede, mit seinem Lieblingsvogel, der bisher 77 Preise errang



Otto Marpe



will zur Olympiade

Otto Marpe wird nach seinem Sieg im 1000-m-Malfahren in der Westfalenhalle am 22. Februar 1959 auf die Ehrenrunde geschickt. Starter ist sein ehemaliger Mannschaftspartner, der jetzige Berufsfahrer Heinz Vopel jun., rechts daneben der Bezirksbahnsachwart Erich Pohlmann

Schon jetzt trifft der Bund Deutscher Radfahrer seine Vorbereitungen, um die besten Amateurbahnfahrer in mehreren Lehrgängen für die Olympischen Spiele in Rom zu ermitteln. Zu diesem Zweck hatte man die erfolgreichsten Bahnfahrer der Bundesrepublik zu einem ersten Lehrgang in Dortmund zusammengestellt. Unter diesen 30 Besten befindet sich auch Otto Marpe, der als Schlosser im Grubenausbau bei der HOESCH-WESTFALEN-HÜTTE AG beschäftigt ist.

Für die Ausbildung der Olympiakandidaten hat der BDR Exweltmeister Walter Lohmann, Sechstageskönig Heinz Vopel und den Masseur Jean van Dintern verpflichtet. Der Dortmunder Lehrgang fand in der Zeit vom 19. bis 25. Februar 1959 statt. Im Jugendheim Dortmund-Hombruch waren die Lehrgangsteilnehmer untergebracht.

Dieser Wochenlehrgang war für alle Teilnehmer von außerordentlicher Bedeutung, da die Fahrer viel gelernt haben und reiche Erkenntnisse für ihre weitere sportliche Laufbahn sammeln konnten. Andererseits konnte sich die Lehrgangsleitung einen Überblick darüber verschaffen, wer die Qualität besitzt, an weiteren Ausbildungen für die Olympia-Kernmannschaft teilzunehmen.

Ganz besonders sollte noch erwähnt werden, daß unser Otto Marpe sein Können während des Lehrganges überzeugend unter Beweis stellte. Am 22. Februar 1959 wurde das Rahmenprogramm zur Europameisterschaft der Sieher in der Dortmunder Westfalenhalle von den besten deutschen Radsportamateuren bestritten. Vor 13000 Zuschauern konnte Otto Marpe im Endkampf des 1000-m-Malfahrens den 1. Platz belegen, 2. wurde Niekamp, 3. R. Altig, Mannheim, 4. S. Walter, Frankfurt (Deutscher Fliegermeister). Dieses war wohl der größte sportliche Erfolg von Marpe in seiner bisherigen Laufbahn als Radsportamateur. Bei dieser Gelegenheit wurde Otto Marpe als Sieger der Winterbahnmeisterschaft im 1000-m-Sprint geehrt.

Auf Grund dieses großartigen Kampfes in der Westfalenhalle hat Walter Lohmann unseren „schnellen Otto“ als 1. Anwärter für die Olympia-Kernmannschaft vorgesehen. Wir wünschen ihm den besten Erfolg.

Theo Stratmann, Masch.-Abtlg., Stahlwerk III

Der neue Betriebsrat

Die am 18. und 19. März 1959 stattgefundene, in Gruppenwahl durchgeführte Betriebsratswahl im Betrieb der Hoesch-Westfalenhütte Aktiengesellschaft, Dortmund, fand für die Belegschaftsgruppe Angestellte nach den Grundsätzen der Verhältniswahl, für die Belegschaftsgruppe Arbeiter nach den Grundsätzen der Mehrheitswahl statt.

I. Bei der Verhältniswahl

wurden für die Gruppe der Angestellten 1723 gültige Stimmen abgegeben.

Davon entfielen auf Vorschlagsliste I (IG Metall) 1257 Stimmen
Vorschlagsliste II (DAG) 466 Stimmen

II. Bei der Mehrheitswahl

wurden für die Gruppe Arbeiter 10226 Stimmzettel abgegeben. Es erhielten:

Lfd. Nr.	Name	Vorname	Beruf	Zahl der erh. St.
1.	Pfeiffer	Albert	Arbeiter	5391
2.	Dombowski	Wilhelm	Schlosser	6817
3.	Bröckelmann	Bernhard	Ofenmann	3395
4.	Fige	Wilhelm	Schlosser	3444
5.	Stachel	Hermann	Wasserwärter	2779
6.	Vernholz	Karl-Heinz	Schlosser	3555
7.	Hoffmann	Hermann	Arbeiter	2407
8.	Büttig	Herbert	Schlosser	2112
9.	Groß	Heinz	Elektriker	2206
10.	Roggenbach	Horst	Arbeiter	2307
11.	Schaffrin	Hans	Maschinist	2974
12.	Erlenhofer	Erich	Elektriker	2457
13.	Hahnke	Emil	Schlosser	2828
14.	Wolf	Helmut	Elektriker	2377
15.	Reich	Ernst	Maschinist	1790
16.	Jendhoff	Walter	Schlosser	3178
17.	Funke	Georg	Werkschutzmann	1888
18.	Kelle	Wilhelm	Schlosser	1620
19.	Heß	Fritz	Walzer	2516
20.	Jendhoff	Johann	Schlosser	2329
21.	Trömer	Johann	Schlosser	1456
22.	Schachten	Albert	Arbeiter	1721
23.	Herrmann	Paul	Walzwerker	777
24.	Tuxhorn	Heinrich	Maschinist	1507
25.	Link	Hans	Hochofenarbeiter	808
26.	Skremm	Wilhelm	Arbeiter	1430
27.	Dietz	Wilhelm	Anstreicher	771
28.	Wilhelm	Karl	Werkzeugmacher	1200
29.	Schröder	Hans	Kippermaschinist	556
30.	Schmitt	Rudi	Arbeiter	1459
31.	Westermann	Werner	Maschinist	1393
32.	Wasserzier	Bernhard	Fernmeldemonteur	544
33.	Mogk	Horst	Eisenbahner	1296
34.	Hebestreit	Walter	Verzinker	563
35.	Kaesler	Franz	Maschinist	1941
36.	Loch	Willi	Arbeiter	792

37.	Moogk	Georg	Oberfeuerwehrmann	570
38.	Richter	Helmut	Kranführer	659
39.	Steins	Theodor	Sortierer	1104
40.	Turowski	Max	Maschinist	649
41.	Gorny	Martha	Laborantin	675
42.	Thiemann	Wilhelm	Kesselwärter	929
43.	Stache	Walter	Stahlwerker	1645
44.	Mex	Wilhelm	Kesselwärter	1389
45.	Bönig	Hans	Schlosser	530
46.	Heideck	Franz	Zementarbeiter	1665
47.	Heyder	Kurt	Kranführer	731
48.	Biermann	Heinz	Walzwerker	1055
49.	Klaus	Fritz	Schlosser	789

Zu wählen sind 25 Mitglieder für den Betriebsrat, davon 20 Arbeitermitglieder, 5 Angestelltenmitglieder.

Es sind gewählt für die Gruppe der Angestellten:

von Liste I (IG Metall) 4 Betriebsratsmitglieder, nämlich

1.	Latta	Helmut	Chemotechniker
2.	Thiesbrummel	Franz	kaufm. Angestellter
4.	Baukloh	Robert	Platzmeister
5.	Adelt	Walter	kaufm. Angestellter

von Liste II (DAG) 1 Betriebsratsmitglied, nämlich

3.	Busse	Wilhelm	kaufm. Angestellter
----	-------	---------	---------------------

Die Arbeitervertreter

im Betriebsrat sind — aufgeführt nach den höchsten erhaltenen Stimmen:

Name	Vorname	Beruf	Abteilung
1. Dombowski	Wilhelm	Schlosser	Martinwerk
2. Pfeiffer	Albert	Arbeiter	Trägerlager
3. Vernholz	K.-Heinz	Schlosser	Stahlbau
4. Fige	Wilhelm	Schlosser	Waggonwerkstatt
5. Bröckelmann	Bernhard	Ofenmann	Kaliberwalzwerke
6. Jendhoff	Walter	Schlosser	Kaliberwalzwerke
7. Schaffrin	Hans	Maschinist	M. A. Stahlwerke
8. Hahnke	Emil	Schlosser	Eisenbahn
9. Stachel	Hermann	Wasserwärter	Hochofen
10. Heß	Fritz	Walzer	Kaltwalzwerk
11. Erlenhofer	Erich	Elektriker	Elektr. Abtlg.
12. Hoffmann	Hermann	Arbeiter	Bauabteilung
13. Wolf	Helmut	Elektriker	Drahtverfeinerung
14. Jendhoff	Johann	Schlosser	Breitbandwalzw.
15. Roggenbach	Horst	Arbeiter	Thomaswerk
16. Groß	Heinz	Elektriker	Zementfabrik
17. Büttig	Herbert	Schlosser	Mech.-Werkstatt
18. Kaesler	Franz	Maschinist	M. A. Walzw. I/III
19. Funke	Georg	Werkschutzm.	Werkschutz
20. Reich	Ernst	Maschinist	M. A. Außenbetr.

Als Ersatzmitglieder für die Mitglieder bei der Gruppe der Angestellten treten die jeweiligen auf ihrer Liste folgenden Bewerber ein, bei der Gruppe der Arbeiter die Bewerber mit den nächsthöheren Stimmenzahlen.

98,96% gewerkschaftlich organisiert

Von den 11795 männlichen und 304 weiblichen Arbeitern sind 12098 in der IG Metall organisiert. Ein einziger Arbeiter ist mithin nicht Mitglied einer Gewerkschaft.

Von den 1735 männlichen und 407 weiblichen Angestellten sind 87,3% Mitglied der IG Metall und 6,3% Mitglied der DAG. 6,4% der Angestellten sind nicht Mitglied einer Gewerkschaft. Von der Gesamtbelegschaft sind insgesamt 98,96% Mitglied einer Gewerkschaft.

Von den 25 Betriebsratsmitgliedern sind 24 Mitglieder der IG Metall, 1 Mitglied der DAG. 22 Betriebsratsmitglieder gehörten bereits dem vorhergehenden Betriebsrat an.

Die Betriebsratsausschüsse

In seiner Sitzung vom 26. März konstituierte sich der neue Betriebsrat. Das Betriebsratsmitglied Heinz Groß fehlte entschuldigt wegen Krankheit. Der bei den Angestellten gewählte Wilhelm Busse hatte schriftlich auf Annahme des Amtes verzichtet; an seine Stelle trat Helmut Janfeld.

Zum 1. Vorsitzenden des geschäftsführenden Betriebsratsausschusses wurde Albert Pfeiffer mit 17 Stimmen gegen Wilhelm Dombowski mit 7 Stimmen gewählt.

Stellvertretender Vorsitzender wurde Helmut Latta mit 17 Stimmen gegen Wilhelm Dombowski mit 6 Stimmen. Eine Stimme war ungültig.

Zum Schriftführer gewählt wurde Wilhelm Fige mit 17 Stimmen gegen Wilhelm Dombowski mit 7 Stimmen.

Für die Wahl der zwei Mitglieder des erweiterten Ausschusses waren Wilhelm Dombowski, Bernhard Bröckelmann und Karl-Heinz Vernhol vorgeschlagen. Es wurden gewählt: Wilhelm Dombowski mit 23 und Bernhard Bröckelmann mit 19 Stimmen. Karl-Heinz Vernholz erhielt 5 Stimmen.

Für den Personalausschuß wurden Albert Pfeiffer, Helmut Latta, Franz Thiesbrummel, Helmut Janfeld und Wilhelm Dombowski vorgeschlagen. Ein Antrag, die Zahl der Kommissionsmitglieder auf 3 zu beschränken, wurde mit 17 gegen 7 Stimmen angenommen. Gewählt wurden — jeder Wähler hatte 3 Stimmen — Albert Pfeiffer mit 17, Helmut Latta mit 21 und Franz Thiesbrummel mit 18 Stimmen. Helmut Janfeld und Wilhelm Dombowski erhielten je 7 Stimmen.

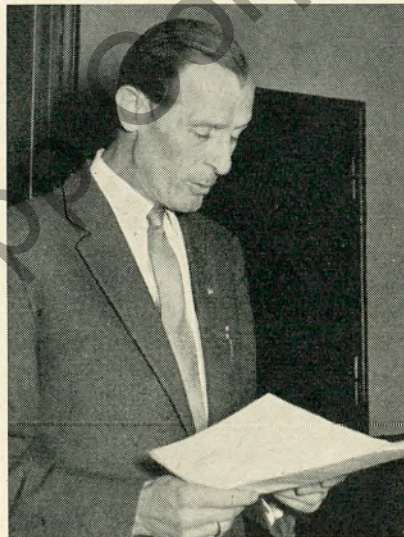
Im geschäftsführenden und im erweiterten Betriebsratsausschuß sind gegenüber der letzten Zusammensetzung keine personellen Veränderungen eingetreten.

Die einzelnen Ausschüsse

in die einerseits Beauftragte des Betriebsrats, andererseits Beauftragte der Verwaltung entsandt werden, werden wir in unserer nächsten Ausgabe veröffentlichen.

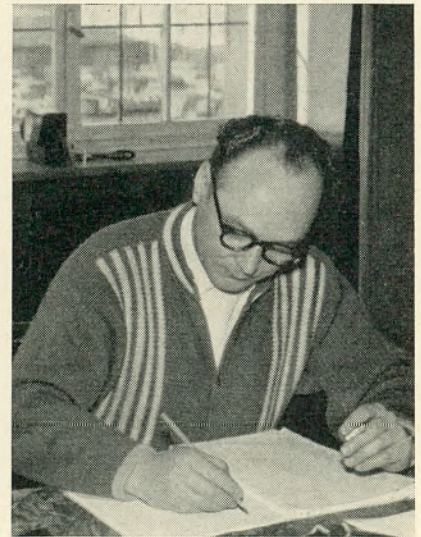
Unsere

Arbeitervertreter



Albert Pfeiffer, 45 Jahre, Tel. 4451

Beruf Schweißer; beschäftigt seit 1928; seit 1945 Vertrauensmann; ab 1946 im Betriebsrat, und zwar überwiegend als Schriftführer des Betriebsratsausschusses; seit 1957 stellvertretender Vorsitzender, seit 1958 Vorsitzender des Betriebsratsausschusses. Vertreter der Vertreterversammlung und Mitglied der Ortsverwaltung der IG Metall Dortmund. Mitglied des Aufsichtsrates der Hoesch Werke AG. Sein Steckenpferd ist die Literatur.



Wilhelm Fige, 35 Jahre, Tel. 4947

Beruf Maschinenschlosser; beschäftigt seit 1946; von 1946 bis 1959 Jugendobmann; seit 1946 Vertrauensmann der IG Metall und ab 1949 im Betriebsrat; Schriftführer des Betriebsratsausschusses seit 1957. Vertreter in der Vertreterversammlung der IG Metall; Absolvent der Sozialakademie Dortmund. Mitglied des Aufsichtsrates der Hoesch-Westfalenhütte AG.



Wilhelm Dombowski, 59 Jahre, Tel. 6698
Beruf Schmied; beschäftigt seit 1922; seit 1949 Vertrauensmann der IG Metall und Mitglied des Betriebsrates; von 1955 bis 1957 erster Betriebsratsvorsitzender. Besucher einiger Kurse an DGB-Bundeschulen.



Georg Funke, 41 Jahre, Tel. 6655
Beruf Friseur; beschäftigt seit 1946; Vertrauensmann der IG Metall seit 1954; seit 1957 im Betriebsrat.



Hans Schaffrin, 56 Jahre, Tel. 5561
Beruf Kranführer; beschäftigt seit 1919; seit 1945 Vertrauensmann der IG Metall; ab 1955 im Betriebsrat. Vertreter der Vertreterversammlung der IG Metall. Fußballfreund; er war aktiver Fußballer in der Jugend- und ersten Mannschaft von Borussia 09.



Bernhard Bröckelmann, 56 Jahre, Tel. 6763
Beruf Ofenmann; beschäftigt seit 1936; Mitglied des Betriebsrates seit 1945; Vertreter in der Vertreterversammlung der IG Metall. Er ist ein großer Hundeliebhaber.



Helmut Wolf, 29 Jahre, Tel. 5315
Beruf Elektriker; beschäftigt seit 1944; Jugendvertrauensmann von 1949 bis 1953; Vertrauensmann der IG Metall seit 1951; seit 1957 im Betriebsrat. Filmen und Fotografieren sind seine Hobbys. Er drehte einen Film von unserer Hütte.



Ernst Reich, 54 Jahre, Tel. 5552
Beruf Drahtzieher; beschäftigt seit 1918; seit 1949 Vertrauensmann der IG Metall; seit 1957 im Betriebsrat. Im Schachspiel errang er mehrere Diplome und Preise.



Hermann Stachel, 60 Jahre, Tel. 5412

Beruf Huf- und Wagenschmied; beschäftigt seit 1928; seit 1945 Vertrauensmann der IG Metall und Mitglied des Betriebsrates; war bereits von 1930 bis 1933 Vertrauensmann des Deutschen Metallarbeiterverbandes; Vertreter in der Vertreterversammlung der IG Metall.



Horst Roggenbach, 35 Jahre, Tel. 6884

Beruf Nietenpresser; beschäftigt seit 1949; seit 1957 im Betriebsrat. Vom aktiven Fußball mußte er durch eine Meniskusverletzung Abschied nehmen, jetzt pflegt er im Gesangverein das Liedgut.



Erich Erlenhofer, 35 Jahre, Tel. 5314

Beruf Elektromonteur; beschäftigt seit 1938; seit 1948 Vertrauensmann der IG Metall; seit 1955 im Betriebsrat; besuchte Kurse des DGB über Arbeitsrecht, Gesellschaftslehre, Sozialversicherung.



Heinz Groß, 35 Jahre, Tel. 6987

Beruf Elektromonteur; beschäftigt seit 1936; Vertrauensmann der IG Metall seit 1947; seit 1956 im Betriebsrat. Sein Hobby: Fotografieren.



Herbert Büttig, 43 Jahre, Tel. 6611

Beruf Maschinenschlosser; beschäftigt seit 1947; seit 1950 Vertrauensmann der IG Metall; seit 1956 im Betriebsrat. Er ist Anhänger des Fußballsportes.



Karl-Heinz Vernholz, 33 Jahre, Tel. 5177

Beruf Schmelzschweißer; beschäftigt seit 1940; seit 1952 Vertrauensmann der IG Metall; seit 1955 im Betriebsrat; Vertreter in der Vertreterversammlung der IG Metall.



Hermann Hoffmann, 48 Jahre, Tel. 5251
Beruf Schachmeister; beschäftigt seit 1952;
seit 1953 Vertrauensmann der IG Metall;
seit 1955 im Betriebsrat.
In seinen Freistunden widmet er sich der
Kleingärtnerei.



Walter Jendhoff, 33 Jahre, Tel. 6763
Beruf Betriebsschlosser; beschäftigt seit
1947; seit 1952 Vertrauensmann der IG
Metall; im Betriebsrat seit 1955.



Johann Jendhoff, 40 Jahre, Tel. 6621
Beruf Schlosser; beschäftigt seit 1935;
seit 1956 Vertrauensmann; Vertreter in der
Vertreterversammlung der IG Metall.
beschäftigte sich in verschiedenen Kursen
mit Arbeitsrecht, Sozialrecht, analytischer
Arbeitsplatzbewertung und erwarb den
Refa-Grundschein.



Franz Kaesler, 54 Jahre, Tel. 5516
Beruf Maschinist; beschäftigt seit 1919;
seit 1945 Vertrauensmann und seit 1948
Unfallvertrauensmann; Mitglied des Be-
triebsrates von 1932 bis 1933 und von
1955 bis 1957; Besucher einiger Kurse
des DGB im Arbeitsrecht.
Sein Hobby: Holzbasteleien.



Emil Hahnke, 55 Jahre, Tel. 6613
Beruf Maschinenschlosser; beschäftigt seit
1922; seit 1945 Vertrauensmann der
IG Metall; 1949 und seit 1955 im Betriebs-
rat; Vertreter in der Vertreterversammlung
der IG Metall; Besucher mehrerer Kurse an
Bundesschulen des DGB.



Fritz Hess, 54 Jahre, Tel. 5229
Beruf Hüttenarbeiter; beschäftigt seit 1938;
seit 1949 Vertrauensmann; von 1955 bis
1957 im Betriebsrat; Vertreter der Ver-
treterversammlung der IG Metall; In
Abendkursen bildete er sich im Arbeits-
recht aus.
Er war jahrelang aktiv im Fußballsport,
an dem er auch heute noch — neben seiner
Liebe zur Literatur — hängt.

Unsere Angestelltenvertreter

werden wir in unserer nächsten Ausgabe vorstellen und die Aufgaben-
bereiche aller Betriebsratsmitglieder mitteilen.



Kinder spielen für uns



Alle zwei Jahre kommen die Eltern der Kinder des Jugendhortes zu einem Elternnachmittag zusammen, um sich an praktischen Beispielen zu überzeugen, was ihre Kinder außerhalb der Schulzeit geleistet haben. Zu diesen Nachmittagen werden auch die Lehrer der Kinder aus Schule und Kirche eingeladen, Vertreter des Jugendamtes und des Jugendpflegeamtes, der Erziehungsberatung und der Leiterinnen der sozialpädagogischen Einrichtungen innerhalb der Stadt Dortmund. Also alle Menschen, die auch Erziehungsarbeit am Kind leisten, kommen zusammen, um im lebendigen und fruchtbaren gegenseitigen Austausch sich in ihrer Arbeit zu ergänzen.



Die Kinder hatten Einladungen für ihre Eltern und die übrigen Gäste geschmackvoll mit Linoldruck verziert, und alle schienen dieser Einladung gefolgt zu sein, denn der Festsaal erschien fast zu klein, um alle zu fassen. Viel Interesse wurde der Ausstellung von Kinderarbeiten im Vorraum des Festsaaes entgegengebracht, die von dem Bemühen des Jugendhortes zeugte, die Kinder zu selbständigem Schaffen und eigenem Denken anzuregen. Es war hier aus allem erdenklichen Material etwas hergestellt worden, aus Kupfer, Holz, Ton, Bast, Stroh, Peddigrohr und den verschiedensten Stoffarten. Alle Arbeiten zeigten in ihrem Variationsreichtum, wieviel Phanta-

sie in Kindern steckt, wenn ihr Möglichkeit zur Betätigung gegeben wird.

Der Leiter der Sozialabteilung, Wilhelm Steegmann, begrüßte mit herzlichen Worten Eltern und Gäste und stellte heraus, welch

wertvolle Erziehungsarbeit

in solchen Einrichtungen wie dem Jugendhort geleistet wird, den die Westfalenhütte ihren Werksangehörigen für ihre Kinder geschaffen hat, um sie zu unterstützen in ihrer Erziehungsarbeit, die als Ergänzung zur Schule anzusehen ist.

Im Verlauf des Nachmittags erlebten dann die Eltern etwas aus dieser Arbeit. Man spürte auch hier etwas von dem Bemühen, die Kinder zur Entfaltung und Entwicklung der in ihnen liegenden Fähigkeiten zu bringen, sei es in der Musiziergruppe, die mit Alt- und Sopranblockflöten und Gitarren zu einem schönen Zusammenspiel kam, oder im „Kinderorchester“, dessen Klangkörper eigenartig im Ton und für die meisten ungewohnt war. Xylophone, Glockenspiele, Pauke und Trommel, Triangel und Zimbeln ergeben im Zusammenspiel mit Blockflöten einen seltsam gestrafften und lebendigen Rhythmus. Man sah an den Gesichtern der Kinder, wie hier das Rechte getroffen war, um in ihnen Freude zum Musizieren zu wecken und sie damit zum echten Musizieren zu führen. Erstaunlich war die kleine Sologesangsdarbietung, begleitet von zwei Altblockflöten.

Nicht zuletzt seien auch die Laienspielgruppen erwähnt, die mit zwei sorgfältig durchgeführten Spielen alle Anwesenden besonders erfreuten. Das Märchen von dem Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Swinegel wurde köstlich echt gespielt, das Geschniegelte des Igels und das Lässig-Schlumpige des Hasen gut herausgespielt. Ob sich wohl mancher der Zuschauer Gedanken darüber gemacht hat, ob der Schnellläufer im Leben immer die Gewinnchance in der Hand hält, oder ob nicht auch Muße ein Gewinn ist?

Recht anspruchsvoll war das Spiel vom „Springrubel“, dem Rubel, der immer zu seinem Besitzer zurückkommt, solange der ihn nicht für sich ausgibt. Der Teufel, die Katze, die alte Nadja, Peter, alle spielten voll Hingabe ihre Rolle. Sogar ein russischer Markt mit viel „Volk“ wird dargestellt. Beide Stücke schienen so recht geeignet für ein Spiel für Kinder, kindernah, aus der Welt des Kindes kommend. Und so spielten die Kinder nicht „Theater“, sondern sie spielten und entfalteten sich im Spiel, spielten sich selbst.

Der wohlgelungene Nachmittag, der von viel Arbeit und Überlegungen zeugte, schloß mit einem gemeinsam gesungenen Abendlied, das von der Musiziergruppe begleitet wurde.



Richard

Bartikowski



Fünzig Jahre sind im Leben eines Menschen eine lange Zeit, und wenn ein Mann seinen Beruf fünfzig Jahre lang ausgeübt hat, dann dürfte er das Höchstmaß an beruflichem Können und fachlicher Erfahrung auf sich vereinigen. Waren es fünfzig Jahre im gleichen Betrieb oder gar am gleichen Arbeitsplatz, dann ist das für die Mitarbeiter und Kollegen ausreichender Anlaß, davon in entsprechender Form Notiz zu nehmen und diese hohe Leistung gebührend zu würdigen.

Der seltene Fall eines solchen fünfzigjährigen Arbeitsjubiläums wurde in der Elektrotechnischen Abteilung begangen: Der Bürovorsteher Richard Bartikowski wurde am 31. März in einer Feierstunde geehrt zum Gedenken an den Tag, an dem er vor einem halben Jahrhundert in das Büro der Abteilung eintrat, der er bis heute treu geblieben ist.

Damals befand sich die Elektrifizierung des Hüttenwerkes, gemessen an ihrem heutigen Stand, noch in den Kinderschuhen. Die Zahl der Belegschaftsmitglieder in der Elektrotechnischen Abteilung betrug weniger als ein Sechstel der heutigen Zahl. Dementsprechend war auch das Büro unscheinbar, sowohl in seiner äußeren Aufmachung als auch in der Zahl der dort Tätigen: Zwei Angestellte und ein Lehrling, eben unser Jubilar, versahen ihren Dienst in einem kleinen Büroraum in der alten Elektrikerwerkstatt nahe des Martinwerkes. Wir dürfen sicher nicht annehmen, daß es in der „guten alten Zeit“ in diesem Büro geruhsam zugegangen sei. Die Elektrifizierung begann sich auszuweiten, und Planungen und vorausschauende Überlegungen scheinen einen großen Teil der Arbeit des kleinen und schwachbesetzten Büros verursacht zu haben. Kein Wunder, daß Richard Bartikowski, kaum der Lehre entwachsen, Einblick in grundlegende Planungen erhielt. Kein Wunder auch, daß er sich dabei Kenntnisse über die elektrotechnischen Anlagen der Hütte aneignete, wie das keinem Angehörigen seines Büros nach ihm möglich war. Sprichwörtlich für alle, die mit ihm je zusammenarbeiteten, ist ja sein Gedächtnis, das oftmals Lücken in den meist mangelhaften Aufzeichnungen aus diesen Jahren zu schließen vermag. Fünzig Jahre Berufsarbeit, unterbrochen nur vom Kriegsdienst im ersten Weltkrieg, vermögen einen Menschen zu formen. Andererseits prägt aber auch ein Mensch in fünfzig Jahren seinem Arbeitsplatz und dessen unmittelbarer Umgebung seinen Stempel auf. Den Jubilar hat die Arbeit an verantwortlicher Stelle im Büro einer sich ständig vergrößernden und erweiternden Abteilung beweglich erhalten. Es wird nicht leicht sein, nach seiner Pensionierung, die ja bei jedem Jubilar in greifbare Nähe rückt, auf seine Erfahrungen zu verzichten. Wenn man eines Mannes aus einem solchen Anlaß ehrt, wie er bei Richard Bartikowski gegeben ist, dann taucht meist auch die Frage nach seinen sonstigen Interessen, nach seinen „Steckenpferden“, auf. Ihm hat die Arbeit keine Zeit zur ausgiebigen Pflege eines Steckenpferdes gelassen. Wir kennen zwar seine Vorliebe für seltene Topfpflanzen. Wir wissen auch, daß er sich in seiner Freizeit mit Tischler- und Holzbastelarbeiten beschäftigt. Von einem Steckenpferd im üblichen Sinne kann man dabei nicht sprechen, dazu ließ er sich zu wenig Muße.

Die Zeit, die „gute alte“, in der das Leben eines Mannes sich ausschließlich in der präzisen Ausübung seines Berufes erschöpfte, hat in Richard Bartikowski einen sehr ausgeprägten Vertreter gefunden.

UNSERE EHRENTAFEL

Jubilare April 1959

50

FRANZ KOLL
Eisenbahnabteilung

AUGUST WOLLERS
Kaliberwalzwerke

40

GEORG GRAF
Mechanische Werkstätten

ALBERT MEYA
Qualitätsstelle

KARL BECKER
Kaliberwalzwerke

FRANZ KREY
Maschinenabteilung

EWALD BALLNUS
Phosphatfabrik

KARL KÖHLER
Elektrotechn. Abteilung

ANTON LORENZ
Kaliberwalzwerke

ADOLF KOCH
Bauhof

KURT SRPUNGK
Maschinenabteilung

ANDREAS WIESNER
Kaliberwalzwerke

HEINRICH DANNENBERG
Mechanische Werkstätten

KURT NEUMANN
Elektrotechn. Abteilung

ALBERT JOACHIM
Drahtverfeinerung

HERMANN BUSSE
SM-Stahlwerke

RUDOLF QUADT
Thomaswerk

KARL KRESS
Maschinenabteilung

JOSEF ANDREJEWSKI
SM-Stahlwerke

JULIUS HOHN
Verfrachtung

WILHELM DEESE
SM-Stahlwerke

ALBERT RATHOFF
Kaltwalzwerk

KARL BECKER
Lohnbüro

25

PAUL BOHM
Eisenbahnabteilung

ALFRED HORN
Eisenbahnabteilung

HELMUT LANGE
Maschinenabteilung

WERNER LETTSCHMIDT
Eisenbahnabteilung

LEO LYSKAWA
Mechanische Werkstätten

WILHELM BISCHOF
Maschinenabteilung

HEINRICH SCHULZ
Maschinenabteilung

WALTER FISCHER
Thomaswerk

JAKOB MÜHLMANN
Kaliberwalzwerke

WILHELM DRÄGER
Maschinenabteilung

ERICH RUST
Maschinenabteilung

FRITZ HOFFMANN
SM-Stahlwerke

ERICH STRAUB
Eisenbahnwerkstätten

WILHELM MEX
Maschinenabteilung

BERNHARD VOITS
Maschinenabteilung

WALTER SEIDLER
Maschinenabteilung

JOSEF HAASE
Bauabteilung

ERICH GRABS
SM-Stahlwerke

LEO SIBILSKI
Thomaswerk

LUISE KOMM
Sozialabteilung

GÜNTER SCHWARZ
Energiewirtschaft

HEINZ HASENJÄGER
Krankenkasse

HERBERT MARUNGA
Betriebswirtschaft

HANS BERG
Betriebswirtschaft

PAUL KUHNKE
Lehrwerkstatt



Auf dem Wege zu seiner Arbeitsstätte verunglückte tödlich unser Belegschaftsmitglied

ALBERT GUDDAT

Kaltwalzwerk

Vorstand, Betriebsvertretung und Belegschaft betrauern seinen Tod und werden ihm ein ehrendes Gedenken bewahren.

Die permanente Sozialreform

Der beschleunigte Umschichtungsprozeß des industriellen Zeitalters findet nicht nur in Mondraketen und Atom-U-Booten seinen sichtbaren Ausdruck. Sie sind lediglich „Randerscheinungen“, Feuerwehren der Großmächte. Ebenfalls gibt nicht die politische Macht eines Staates unbedingt Auskunft darüber, inwieweit auf seinem Geist dem technischen auch der soziale Fortschritt gefolgt ist. Maßgeblich ist der Lebensstandard jedes einzelnen Arbeitnehmers.

Seine ständige Erhöhung ist nur möglich durch ein

ständig anwachsendes Sozialprodukt.

Eine solche permanente Produktionssteigerung bedingt einerseits ständig neue, modernere Maschinen mit dem entsprechenden Einsatz von Sparkapital, andererseits aber gerade für alle Menschen, deren Hauptkapital in ihrer Arbeitskraft steckt, eine ständige Erhöhung ihres „Arbeitsvermögens“. Jeder kann sich so auf seine Weise an der permanenten Sozialreform beteiligen und sich in jenen Stunden, um die die wöchentliche Arbeitszeit verkürzt wurde, auf künftige, qualifizierte Aufgaben vorbereiten. Eine Sozialreform kann niemals von oben angeordnet werden, sondern entwickelt sich aus dem persönlichen Einsatz einer großen Zahl tüchtiger Einzelpersonlichkeiten, die entschlossen sind, die „aufsteigende Linie“ ihres Lebenslaufs für sich und ihre Kinder zu erarbeiten.

Das Erwachsenenbildungswerk

ist in der Bundesrepublik viel verbreiteter, als mancher Laie annimmt. Wer ernsthaft entschlossen ist, die Qualifikation für die nächste Sprosse auf seiner beruflichen Leiter zu erwerben, wird stets Mittel und Wege dazu finden. Im Betrieb selbst und während der täglichen Arbeit ist nur wenig Gelegenheit, das nötige Rüstzeug hierfür zu erhalten. Wenn ein Facharbeiter beispielsweise Ingenieur werden will, muß er entweder seine Berufstätigkeit unterbrechen und ein Technikum besuchen oder — wenn er das Glück hat, in der Nähe eines solchen Instituts zu wohnen, wie bei uns in Dortmund — am Abendstudium teilnehmen. Gerade hier liegen für unsere jungen Handwerker große Chancen, weil der Bedarf an

Wir kommentieren und glossieren

Man muß beide Seiten sehen

Der wirtschaftliche Aufstieg in der Bundesrepublik nach 1945, das wissen wir alle, hat vom arbeitenden Menschen viele Opfer an Kraft und Gesundheit gefordert. In den nächsten Jahren, in denen wir unseren Fortschritt bei versteifter Konjunktur halten müssen, werden diese Opfer für den Wohlstand kaum geringer sein.

Wir müssen deshalb von Zeit zu Zeit den Mut aufbringen, neben der Bilanz des Gewinns an wirtschaftlicher Stärke die des Verlustes an menschlicher Substanz zu ziehen. Wenn wir diese Werte, die einen wie die anderen, vernünftig aufeinander abstimmen und den klaren Blick dafür behalten, daß der Erfolg nur dauerhaft ist, wenn beide Bilanzen stimmen, wird auch die Zukunft ihre Lichtpunkte für uns behalten.

Der Senatspräsident beim baden-württembergischen Landessozialgericht in Stuttgart hat kürzlich sehr sachlich, aber auch offen über

die menschliche Seite unseres wirtschaftlichen Aufstiegs

berichtet. Er brachte keine guten Nachrichten, sprach von Hast, dem Lebensstil der Äußerlichkeit und beklagte dabei den verhängnisvollen Kreislauf von Wunsch und Erfüllung, dem wir uns unterstellt haben.

Es ist leicht, Argumente gegen solche Vorhaltungen zu finden, weil man den Wohlstand liebgelernt hat, ohne auf die eigene schwindende Elastizität zu achten. Aber es wird schwer sein mit dieser Einstellung, die nötigen Kräfte zu bewahren, die wir brauchen, um den erzielten Erfolg zu halten und auszubauen.

Trotz ständig steigenden Lebensstandards und immer verbesserter Schutz- und Abwehrmittel für die menschliche Gesundheit, so besagt es der zitierte Bericht, ist die Krankheitsanfälligkeit der Bevölkerung keineswegs gesunken, sondern hat im Gegenteil bedrohliche Ausmaße angenommen. Der Grund ist erstaunlicherweise in der Lebenshaltung zu suchen.

Das Verlangen nach einem höheren Lebensstandard

ist heute Allgemeingut aller Bevölkerungsschichten geworden. Mehr als die Hälfte aller in der amerikanischen Industrie Beschäftigten im Jahre 1957 erzeugen Güter, die um 1900 überhaupt noch nicht bekannt waren. Das Gesetz der modernen industriellen Produktion, immer neue Bedürfnisse zu wecken und durch die Massenproduktion von Luxusgütern zu befriedigen, treibt zur Mehrarbeit, zu pausenloser Hast, zu einem Lebensstil der Äußerlichkeit. Es zwingt den Menschen, der in den verhängnisvollen Kreislauf von Wunsch und Erfüllung geraten ist, sich zusätzlich Einnahmequellen zu öffnen.

Mehr als ein Drittel aller deutschen Berufstätigen hat heute nach zuverlässigen Feststellungen eine Nebenbeschäftigung, sei es, daß sie sich am Feierabend als

handwerkliche Schwarzarbeiter

betätigen, Adressen schreiben oder dem Kaufmann nebenan die Bücher führen. Ebenso groß ist die Zahl der Familien, in denen die Hausfrau eine Erwerbstätigkeit ausübt, ohne durch Not dazu gezwungen zu sein.

Es häufen sich auch die Fälle, in denen Jugendliche auf Wunsch ihrer Eltern ohne abgeschlossene Berufsausbildung frühzeitig in den Arbeitsprozeß eintreten, damit sie möglichst bald verdienen und zur Erhöhung des Lebensstandards der Familie beitragen. In der Arbeitswelt der Erwachsenen erleiden diese Vierzehn- bis Fünfzehn-jährigen vielfach anhaltende seelische und gesundheitliche Schäden, die zu dauernden Krankheiten führen.

Insgesamt hat der

Raubbau an Muskelkraft, Herzvolumen und Lungenfunktion

oder auch ganz einfach an den nervlichen Kräften erschreckende Folgen. Die Zahl der Menschen, die sich vor Erreichung der Altersgrenze wegen vorzeitiger Berufsunfähigkeit zur Ruhe setzen müssen, ist seit Beginn der neun „fetten“ Jahre des

Wirtschaftswunders ständig gestiegen. Nicht die gesunde Generation der heute Siebzig- und Achtzigjährigen darf dafür als Beispiel herangezogen werden, sondern nur die beiden nachfolgenden Altersgruppen sind mahnendes Beispiel, deren Herz- und Kreislaufstörungen die Ursache für nicht weniger als 41 Prozent aller dieser vorzeitigen Invaliditätsfälle bilden.

Zum neuen Unfallversicherungsgesetz

Die Bundesregierung hat dem Bundestag nach vielen Verzögerungen jetzt das Gesetz zur Neuregelung der gesetzlichen Unfallversicherung vorgelegt. Das lenkt das Interesse auch wieder auf die Bedeutung der Unfallverhütung, die den Unfallversicherungsträgern, in erster Linie also den Berufsgenossenschaften, seit den 75 Jahren ihres Bestehens zur besonderen Pflicht gemacht ist. Leider wird ihre Bedeutung im allgemeinen unterschätzt. Die Nichttechniker sehen in der Unfallverhütung nur die Reduktion der Unfallversicherungsfälle, so wie sie in den Versicherungsleistungen die Rehabilitation der Unfallverletzten sehen: Reduktion im Sinne von Einschränkung und Rehabilitation im Sinne von Wiederherstellung. Beides ist nicht richtig gesehen.

Die Versicherungsleistungen bewirken im allgemeinen keine volle Rehabilitation, und die betriebliche Unfallverhütung bewirkt mehr als nur eine Einschränkung der Zahl der durch Unfälle bewirkten Körperverletzungen. Sie hat insbesondere auch eine hohe betriebswirtschaftliche Bedeutung, weil sie außer den Unfällen mit Verletzungen neben anderen Betriebsstörungen auch die ein Vielfaches von den Verletzungsfällen betragenden reinen Schadensfälle verhütet, bei denen Körperverletzungen möglich gewesen wären, aber durch glückliche Umstände nicht eintraten, die Beteiligten also noch einmal mit dem bloßen Schrecken davorkamen. Hier liegt der Wert der Unfallverhütungsmaßnahmen in der Vermeidung der Sachschäden und Arbeitszeitverluste.

In Ausübung seines Berufes verunglückte tödlich unser Belegschaftsmitglied

PETER LÖBENS

Maschinenabteilung Hochofen

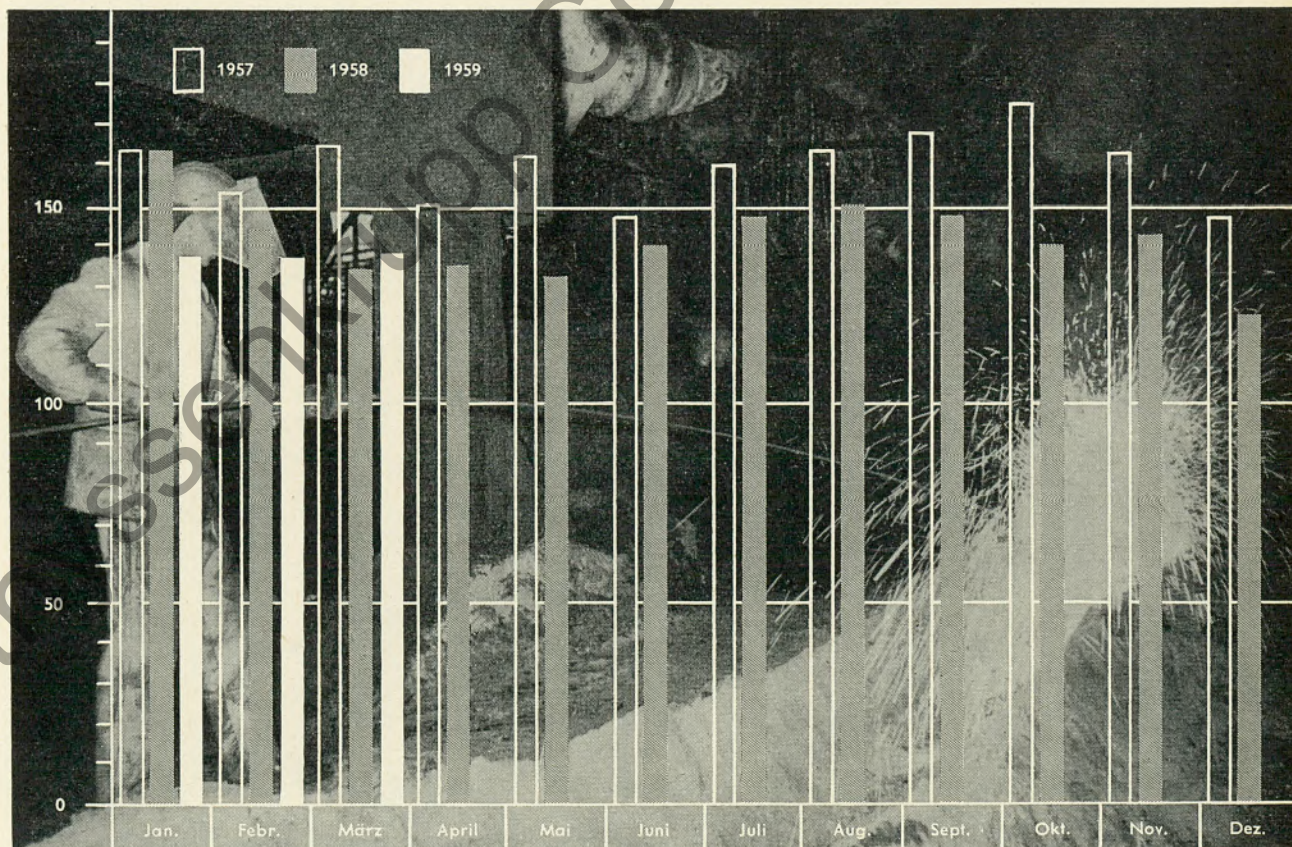
Vorstand, Betriebsvertretung und Belegschaft betrauern seinen Tod und werden ihm ein ehrendes Gedenken bewahren.

Technikern und mittleren Ingenieuren ständig weiterwachsen wird. Wer sich mit Hilfe eines Fernlehrgangs daheim vorbereiten will, muß energisch gegen sich selbst sein, um das Ziel zu schaffen. Gern wird ihm ein vorgesetzter Kollege im Betrieb mit Rat und Hilfe zur Seite stehen.

Neben den Technikern

benötigt die automatische Industrie von morgen vor allem Absatz- und Werbefachleute. Für den kaufmännischen Nachwuchs gilt die Devise, daß zwei Sprachen besser sind als eine und daß jeder einzelne von ihnen die Chance hat, an der Erschließung des Weltmarktes im Kampf um den Absatz teilzunehmen. Kurt Block

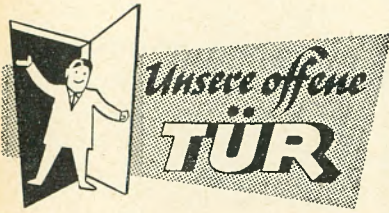
UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1957 = 160164 t
Monatsdurchschnitt 1958 = 141635 t

Nachkriegshöchstserzeugung Okt. 1957 = 175330 t

Vorkriegshöchstserzeugung März 1939 = 123536 t



Herbert von Karajan, der weltbekannte Dirigent der Berliner Philharmoniker, benutzte den Tag seines Gastspiels in Dortmund, um unsere Hütte zu besichtigen. Unser Bild zeigt ihn (zweiter von rechts) mit seiner charmanten Gattin und (von rechts) Direktionsassistent Schäfer, Redakteur Schwarz vom Westdeutschen Rundfunk, von Mattoni, Sekretär Karajans, und Direktor Berry des Dortmunder Konzertbüros.

Aus den vielen Besuchergruppen, die unser Werk besichtigten, „schoß“ unser Fotomann auch eine Gruppe junger Damen, Schülerinnen des Käthe-Kollwitz-Gymnasiums Dortmund, die die Erzeugung und den Weg des Stahls besonders eifrig studierten.

Im übrigen besuchten uns in den letzten vier Wochen: 5 Herren der Firma Brügge-mann, Lemgo, 40 Personen der Pädagogischen Akademie Dortmund, 35 Schüler der Landwirtschaftsschule Dortmund, 45 Teilnehmer des Arbeitskreises Dortmun-



Karajan (zweiter von rechts), der große Sinfoniker, hörte bei uns die Sinfonie der Arbeit

der Jungkaufleute, 35 Schüler der Landwirtschaftsschule Wehden, 30 Schüler der Berufsschule Lüdenscheid, 60 Hörer der Akademie für Gemeinwirtschaft Hamburg, 30 Angehörige des Frankfurter Vereins für Volksbildung, 3 Damen unserer Geschäftsstelle Köln, 60 Mitglieder der Ges. Casino Dortmund, 20 Mitarbeiter der Karl-Duisberg-Gesellschaft, Köln, 28 Schüler der Realschule Lünen, 35 Mit-

glieder des DGB, Hattingen, 25 Schüler der Landwirtschaftsschule Bocholt, 21 Schüler der Berufsschule Hagen, 5 Lehrlinge von Mannesmann, Hannover, 35 Lehrlinge aus Frankfurter Betrieben, 60 Lehrlinge der Lehrwerkstatt Lüdenscheid GmbH., 35 Schüler der Städt. Gewerblichen Berufsschule Herford, 57 Schüler der Bergberufsschule Kaiserstuhl und 22 Schüler aus Dortmunder Schulen.

Vor dem Besuch die Gruppenaufnahme



TECHNIK UND PRODUKTION

„Stahlflaute beendet“ – sagt Ifo

Nach eingehenden Berechnungen kommt das Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung zu der Auffassung, daß die Flaute in der Eisen- und Stahlindustrie jetzt als beendet angesehen werden kann und mit einer Normalisierung der Bestelltätigkeit bei den Walzstahlwerken zu rechnen ist. Die Hauptursache für den Nachfragerückgang in der Stahlindustrie waren die bis Jahresmitte 1958 kräftig steigenden Bestände an Walzstahlfertigerzeugnissen. Die Berechnungen des Ifo-Instituts lassen erkennen, daß der Lagerabbau in der Investitionsgüterindustrie, die etwa 60 Prozent der Walzstahllieferungen aufnimmt, im großen und ganzen beendet ist, zumindest aber nicht mehr im bisherigen Tempo fortgeführt werden kann.

Erhöhter Stahlexport aus der Montanunion

Der Stahlexport aus der Montanunion nach dritten Ländern hat sich in der letzten Zeit verstärkt. Zum Teil heißt es, daß ein Auftragseingang wie in den letzten Wochen seit vielen Jahren nicht mehr zu verzeichnen war. Schon im Januar hatten die der Brüsseler Konvention gemeldeten Auftragsbuchungen mit über 700 000 Tonnen eine bemerkenswerte Höhe erreicht. Im Durchschnitt der ersten acht Monate 1958 hatten die Lieferungen an Walzstahlfertigerzeugnissen aus der Montanunion in dritte Länder 648 000 (1957: 684 000) Tonnen betragen, davon 182 000 (192 000) Tonnen aus der Bundesrepublik.

Die westdeutsche Automobilproduktion

In der westdeutschen Automobilproduktion — „es gibt kein Auto ohne Hoesch-Material“ — hat sich 1958 das Expansionstempo gegenüber dem sehr guten Vorjahr nahezu verdoppelt. Westdeutschland hat seine zuvor errungene Position als zweiter Automobilherzeuger und erster Automobilexporteur nicht nur gehalten, sondern noch gefestigt. Der Bruttoproduktionswert der westdeutschen Automobilindustrie wird mit rund 7,8 Md. DM angegeben gegenüber 6,6 Md. DM im Vorjahr.

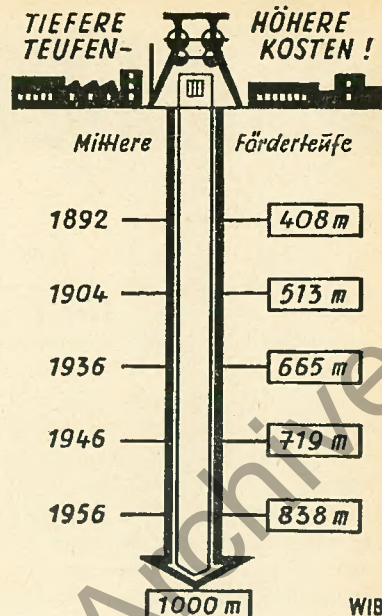
Die Entwicklung der Erzeugung

	1955	1956	1957	1958
Personenwagen	705 418	847 829	958 970	1 180 709
Kombiwagen	56 787	63 167	81 218	126 110
Lastwagen	146 537	164 623	172 044	188 410
Total:	908 742	1 075 619	1 212 232	1 495 229

Sehr gut entwickelte sich das Auslandsgeschäft. Die Exporte waren sowohl absolut als prozentual gesehen noch günstiger als im Vorjahr. Stieg die Ausfuhr damals um 99 676 Stück bzw. um 20,6 Prozent, so konnte sie 1958 um 148 823 Einheiten (das sind 25,5 Prozent) auf 733 097 Fahrzeuge erweitert werden. Die Exportquote erreichte damit 49 Prozent gegenüber 48,2 Prozent im letzten und 45,1 Prozent im vorletzten Jahr. Aus diesen Zahlen geht hervor, welche rapiden Fortschritte die Motorisierung in der Bundesrepublik gemacht hat. Sie verspricht, weiter anzuhalten. Die Fahrzeugdichte liegt hier noch erheblich unter dem westeuropäischen Durchschnitt. Auch die Exportprognosen lauten zuversichtlich. Freilich wird mit einer Verschärfung des Wettbewerbs gerechnet.

Abschließend seien die Produktionsziffern der größten deutschen Automobilwerke wiedergegeben:

	1957	1958
Auto-Union	51 068	67 966
BMW	35 691	50 226
Borgward	37 678	36 527
Daimler-Benz	120 248	153 956
Ford	87 289	128 532
Glas (Goggomobil)	43 640	43 845
Lloyd	52 352	49 615
NSU	16 651	35 934
Opel	228 903	315 945
Volkswagen	472 554	553 399



Die Durchschnittsteufe der Schachtanlagen im Ruhrbergbau vergrößert sich jährlich um etwa 7 m. Lag die mittlere Fördererteufe 1936 noch bei 665 m, so erhöhte sie sich bis 1956 auf 838 m. Ende 1956 lag bei 66 Anlagen die mittlere gehobene Schachtenteufe zwischen 500 und 800 m, 33 weitere Schachtanlagen waren in den Bereich von 800 bis 1000 m vorgerückt, und zwei Schachtanlagen hatten diese Grenze schon überschritten. Die mit dem Vordringen in größere Tiefen verbundene Erschwerung der Abbau- und Betriebsverhältnisse hat unvermeidlich einen höheren Kostenaufwand zur Folge. In den USA wird heute die Kohle aus einer Durchschnittsteufe von rund 130 m, in Großbritannien aus einer solchen von 350 m und in Frankreich von 450 m gefördert.

Tarifverträge ändern sich!

Seit 1955 wurden Tarifverträge geschlossen:
(jeweils von 1.10. – 30.9.)

1955/56	4 135
1956/57	4 492
1957/58	4 363

WIB

Mehr als 13 000 Tarifverträge wurden in den letzten drei Jahren von den Sozialpartnern unterzeichnet. Erfreulicherweise wurde nur ein kleiner Prozentsatz von ihnen erkämpft. 467 Tarifverträge gelten für das ganze Bundesgebiet und die anderen jeweils für ihr Land, teilweise auch darüber hinaus. Die mit der Tarifänderung verbundenen Lohnerhöhungen betrugen im Durchschnitt 6 bis 6,5 Prozent.



Arbeiter und Angestellte

Die soziologischen Umschichtungen in der Arbeitnehmerschaft sind Diskussions-thema nicht nur in den großen Arbeit-nemerverbänden, sondern auch bei den Arbeitgebern sowie im Bundesministerium für Arbeit. Das Ministerium hat die Ex-perten Prof. Neuendörfer (Frankfurt) und Prof. Stammer (Berlin) mit der Aus-arbeitung einer Expertise beauftragt, in der die Anforderungen auf Arbeitsplätze von Angestellten und Arbeitern unter Zuhilfenahme eines Leistungsgruppen-kataloges untersucht werden. Die Ergeb-nisse dieser Arbeit liegen jetzt vor.

Wichtigste Erkenntnis ist: Die Beschäftig-ten lassen sich nicht mehr eindeutig in Arbeiter und Angestellte einteilen, we-der hinsichtlich mehr oder weniger mecha-nischer Arbeit noch hinsichtlich der Be-triebstreue.

Zu Punkt 1 wurde festgestellt, daß bei mehr als 7 Prozent der untersuchten Ar-beiter die Tätigkeit das rein Mechanische weit überschreitet, während bei den An-gestellten, und vorzugsweise bei den weiblichen, der Anteil der ausführend-mechanischen Tätigkeit erheblich größer ist, als gewöhnlich angenommen wird... Die Untersuchungen haben ferner erheb-liche Diskrepanzen zwischen Tätigkeit und Bezahlung ans Tageslicht gebracht, von denen angeblich die Leiter der un-tersuchten Unternehmen selbst überrascht waren. Das Ministerium wirft daher das Stichwort einer leistungsgerechten Um-gruppierung unter der Arbeitnehmerschaft in die Debatte.

Zu den sozialrechtlichen und wirtschaft-lichen Unterschieden bzw. Übereinstim-mungen zwischen Arbeitern und Ange-stellten von heute wurde festgestellt, daß Unterschiede in der Bezahlung zwischen unteren Angestellten und durchschnittlich verdienenden Arbeitern nahezu ausge-glichen seien, nur daß bei Angestellten das Gehalt mit dem Alter steigt. Schlech-tergestellt ist der Angestellte bezüglich der Überstundenbezahlung. Demgegen-über bedeutet bei den Arbeitern jede Fehlzeit Lohnausfall.

(Bielefelder „Neue Presse“)

Die Mieten

Schon zu Beginn der in drei Etappen vorgesehenen Freigabe der Altbau-mieten soll nach den Plänen von Wohnungs-bau-minister Lücke eine Mietpreiserhöhung um 15 Prozent für alle Altbauwohnungen eintreten. Bei der Freigabe selbst werden

sich die Mieten dann noch einmal bis zu 20 Prozent erhöhen. Dieses Zugeständnis haben die Verbände der Hausbesitzer Lücke abgerungen, der jetzt seinen Ge-setzentwurf über den Abbau der Woh-nungsbewirtschaftung und die Einführung eines „sozialen Mietrechts“ den Ländern, Organisationen und Verbänden zur Stel-lungnahme zugeleitet hat. Bisher war nur vorgesehen, den Hausbesitzern durch Frei-gabe der Mieten die Möglichkeit zu Preis-erhöhungen zu geben. Den Wünschen der Hausbesitzer soll nun auf diese Weise Rechnung getragen werden, nachdem sie einen Nachholbedarf an Instandsetzungs-arbeiten von 13 Milliarden angemeldet haben... Die schrittweise Überführung der Altbauwohnungen in die Marktwirt-schaft und die damit verbundene Miet-erhöhung werde also nicht am 1. Okto-ber 1959, sondern frühestens am 1. Jan-uar 1960, wenn nicht erst am 1. April nächsten Jahres beginnen.

(Süddeutsche Zeitung)

Geschäft der Parlamentarier

Der schon einige Monate dauernde Streit um die Finanzen der Europäischen Be-hörden wird langsam, aber sicher zu einer politischen Angelegenheit. Es stellt sich nämlich die Frage, ob einige Finanz-minister des Gemeinsamen Marktes das Recht besitzen, durch die systematische

Verweigerung der benötigten Gelder die europäische Entwicklung zu hemmen. Zweifellos waren die finanziellen For-derungen der Europäischen Kommission übertrieben, es gibt Mißbräuche und schlechte Organisation, die sehr wohl be-seitigt werden können. Es geht aber nicht an, daß die Sachverständigen der Finanzminister erklären, sie wollten sich nicht um Verwaltungsdetails kümmern, gleichzeitig aber pauschal die Mittel be-schneiden... Nach den neuen Vor-schlägen der Finanzsachverständigen sol-len die Gesamtausgaben des Gemein-samen Marktes 1959 gegenüber dem ur-sprünglichen Voranschlag um 36 Prozent gekürzt werden, die Personalausgaben um 26 Prozent... In krassem Widerspruch zu dieser Sparsamkeit stehen die groß-zügigen Spesensätze der Parlamentarier. Die Kosten des Parlaments sind im Bud-get der Europäischen Kommission enthal-ten. Die Parlamentarier beschlossen nun-mehr, ihre Tagelöhner von rund 85 DM auf rund 105 DM zu erhöhen, nicht nur für die Plenarsitzungen, sondern auch für die sehr umfangreiche Kommissions-arbeit. Großzügig wollen sie diese Mehr-beträge durch Einsparungen auf anderen Gebieten ausgleichen. Es dürfte jeden-falls vernünftig lebenden Parlamentariern schwerfallen, in Straßburg, Paris oder Brüssel diese Spesen auch auszugeben.

(Deutsche Zeitung)

An diesen Tagen ist Lohntag

Monat	Art der Zahlung	Frühschicht	Zeit	Frühschicht 14 Uhr	Mittagschicht 22 Uhr	Nachtschicht 6 Uhr
April	Abschlag	28. 4.	6 Uhr	28. 4.	28. 4.	29. 4.
	Restlohn	14. 5.	14 Uhr	13. 5.	13. 5.	14. 5.
Mai	Abschlag	26. 5.	6 Uhr	26. 5.	26. 5.	27. 5.
	Restlohn	11. 6.	14 Uhr	10. 6.	10. 6.	11. 6.
Juni	Abschlag	25. 6.	14 Uhr	24. 6.	24. 6.	25. 6.
	Restlohn	14. 7.	6 Uhr	14. 7.	14. 7.	15. 7.
Juli	Abschlag	28. 7.	6 Uhr	28. 7.	28. 7.	29. 7.
	Restlohn	13. 8.	14 Uhr	12. 8.	12. 8.	13. 8.
August	Abschlag	27. 8.	14 Uhr	26. 8.	26. 8.	27. 8.
	Restlohn	15. 9.	6 Uhr	15. 9.	15. 9.	16. 9.
September	Abschlag	29. 9.	6 Uhr	29. 9.	29. 9.	30. 9.
	Restlohn	13. 10.	6 Uhr	13. 10.	13. 10.	14. 10.
Oktober	Abschlag	27. 10.	6 Uhr	27. 10.	27. 10.	28. 10.
	Restlohn	12. 11.	14 Uhr	11. 11.	11. 11.	12. 11.
November	Abschlag	26. 11.	14 Uhr	25. 11.	25. 11.	26. 11.
	Restlohn	15. 12.	6 Uhr	15. 12.	15. 12.	16. 12.
Dezember	Abschlag		.. Uhr			
	Restlohn	14. 1. 60	14 Uhr	13. 1. 60	13. 1. 60	14. 1.
Januar 1960	Abschlag	28. 1. 60	14 Uhr	27. 1. 60	27. 1. 60	28. 1.

Urlauber und Kranke erhalten ihre Löhnung mit der Frühschicht um 14 Uhr.



Wilhelm B.

Wann sagt man „Schärfentiefe“ und wann „Tiefenschärfe“? Neulich wurde behauptet, diese beiden Ausdrücke bedeuteten dasselbe. Stimmt das?

Ja! Man kann sowohl „Schärfentiefe“ als auch „Tiefenschärfe“ sagen. Gemeint ist die Tiefe der Schärfe des Bildes, d. h. der Bereich der scharfen Wiedergabe eines Bildes vor und hinter der Bildebene, auf die die Scharfeinstellung vorgenommen wurde. Grob gerechnet liegen dabei $\frac{1}{3}$ vor und $\frac{2}{3}$ hinter der eingestellten Schärfenebene, d. h., die „Schärfentiefe“ ist nach der Ferne zu größer als nach der Nähe. Sie nimmt bei Abblendung schnell zu. Neuerdings wird übrigens der Ausdruck „Schärfentiefe“ bevorzugt verwendet.

Bruno L.

Die bei meinem Winterurlaub gemachten Farbaufnahmen waren samt und sonders zu blau, obgleich ich die richtige Belichtungsdauer sehr sorgfältig mit einem Belichtungsmesser ermittelt hatte. Kann das am Material gelegen haben oder an der Entwicklung?

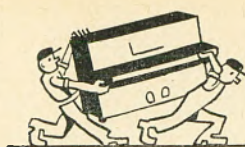
Wahrscheinlich weder noch! Wenn Sie auch die Belichtungszeit noch so sorgfältig ermittelt haben, so ist doch der Anteil der blauen Strahlen des Spektrums bei sehr klarer Luft und deshalb besonders im Gebirge sehr viel größer, als das menschliche Auge ihn empfindet. Daher der „Blaustich“. Er läßt sich am besten durch Vorschalten eines leichten Purpurfilters bei der Aufnahme vermeiden.

Werks-Unfallversicherung

Wie bereits bekannt ist, hat das Werk für alle Belegschaftsmitglieder eine Unfallversicherung abgeschlossen, die sowohl Betriebsunfälle als auch private Unfälle umfaßt. Dazu teilt die Rechtsabteilung mit:

Obwohl wir wiederholt durch Rundschreiben darauf hingewiesen haben, daß alle Unfälle, bei denen voraussichtlich ein Dauerschaden verbleibt, rechtzeitig gemeldet werden müssen, stellen wir immer wieder fest, daß die Unfallmeldungen mit erheblicher Verspätung erfolgen.

Wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß der Verletzte dafür zu sorgen hat, daß die Rechtsabteilung innerhalb von 14 Tagen Kenntnis von dem Unfall erhält. Bei nicht rechtzeitiger Meldung besteht die Gefahr, daß die Versicherungsgesellschaft ihre Leistungspflicht nicht anerkennt.



Wohnungs-Tausch



Biete: $3\frac{1}{2}$ Zimmer, 70 qm, mit Bad und eingerichteter Kochküche, Werkswohnung, II. Etage, Neubau, Miete 86,— DM.

Suche: $2\frac{1}{2}$ bis 3 Zimmer, Miete bis 70,— DM. (404)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, abgeschlossen, Altbau, Privatwohnung, I. Etage, Miete 41,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 70,— DM. (405)

Biete: 5 Zimmer, 80 qm, mit nicht eingerichteten Bad, Parterre, Altbau, Privatwohnung, Miete 81,— DM.

Suche: 3 bis $3\frac{1}{2}$ Zimmer, Miete bis 70,— DM (im Norden Dtmnds.). (406)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, III. Etage, Altbau, Miete 42,— DM.

Suche: 3 Zimmer mit Bad, Miete bis 75,— DM. (407)

Biete: 3 Zimmer, 50 qm, abgeschlossen, II. Etage, Altbau, Privatwohnung, Miete 35,— DM.

Suche: 3 bis 4 Zimmer, evtl. mit Bad, Miete bis 70,— DM. (408)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, Altbau, I. Etage, Privatwohnung, Miete 34,— DM.

Suche: 3 bis 4 Zimmer, Miete bis 60,— DM. (409)

Biete: 3 Zimmer, 45 qm, abgeschlossen, II. Etage, Altbau, Werksnähe, Miete 48,— DM.

Suche: 2 Zimmer, möglichst abgeschlossen, Miete bis 45,— DM, in Wambel. (410)

Biete: 3 Zimmer, 58 qm, abgeschlossen, II. Etage, Altbau, Miete 47,— DM.

Suche: $2\frac{1}{2}$ bis 3 Zimmer, Neubau, Privatwohnung, Miete bis 70,— DM, im Osten Dortmunds. (411)

Biete: 3 Zimmer mit Kochnische, 48 qm, mit Bad, Neubau, Parterre, Miete 52,— DM.

Suche: 3 Zimmer mit Bad, Miete bis 70,— DM. (412)

Biete: 3 Zimmer mit Wohnküche, 80 qm, abgeschlossene Etage, Stadtmitte, Miete 35,— DM, beziehbar in etwa einem Jahr.

Suche: Werksangehörigen, der mehrere Jahre Mitglied des Spar- und Bauvereins ist. (413)

Biete: 2 Zimmer, 33 qm, abgeschlossen, I. Etage, Privatwohnung, Miete 33,— DM.

Suche: 3 bis 4 Zimmer, Miete bis 70,— DM. (414)

Biete: 3 Zimmer, 55 qm, abgeschlossen, II. Etage, neu aufgebaut, Privatwohnung, Miete 48,— DM.

Suche: $3\frac{1}{2}$ Zimmer mit Bad, möglichst Osten oder Süden, Miete bis 75,— DM. (415)

Biete: 2 Zimmer mit Bad, 40 qm, Werkswohnung, Miete 38,— DM.

Suche: $2\frac{1}{2}$ bis 3 Zimmer mit Bad, Stadtrand oder Vorort angenehm, Miete bis 70,— DM. (416)

Biete: 3 Zimmer, 52 qm, abgeschlossen, mit nicht einger. Bad, II. Etage, Privatwohnung, Miete 60,— DM.

Suche: $2\frac{1}{2}$ Zimmer, möglichst Neubau, nur Stadtgebiet, Miete bis 60 DM. (417)

Biete: 3 Zimmer, 50 qm, mit Bad und zwei Kellern, Neubau, Werkswohnung Kaiserstuhl, Miete 47,— DM, oder 2 Zimmer mit Toilette, abgeschlossen, Werkswohnung Westfahlenhütte, Miete 22,— DM.

Suche: 3 Zimmer, abgeschlossen, Parterre oder I. Etage, Miete bis 50,— DM. (418)

Biete: 3 Zimmer mit Bad, Speisekammer und Nebengelaß, Erdgeschoß, Werkswohnung, Miete 39,— DM.

Suche: $3\frac{1}{2}$ bis 4 Zimmer mit Bad, Miete bis 60,— DM. (419)

Biete: 2 Zimmer, Altbau, 40 qm, III. Etage, Privatwohnung, Miete 27,— DM.

Suche: $2\frac{1}{2}$ bis 3 Zimmer, abgeschlossen, Miete bis 60,— DM. (420)

Biete: 3 Zimmer mit Bad, Balkon, Speisekammer, Parterre, Werkswohnung, Miete 36,— DM.

Suche: 3 bis 4 Zimmer mit Bad, möglichst außerhalb, Parterre oder I. Etage, Miete bis 60,— DM. (421)

Biete: 3 Zimmer, 47 qm, II. Etage, Miete 39,— DM, in Kamen.

Suche: Gleichwertige Wohnung in Werksnähe. (422)

Anfragen: Pressestelle, Stahlwerkstr. 119, Werkruf 41 16 (Frl. Ottensmeyer)

Was täten wir ohne unsere Wäscherei?

Werkswäsche und Privatwäsche,
gepflegt wie „bei Mutttern“

In den gähnenden Schlund der großen Waschmaschine
füllt Heinz Lohage immer 100 Arbeitsanzüge



Wer jeden Montag und Dienstag die Wagen, die Elektro- und Handkarren in die Kirchderner Straße einbiegen sieht, wer die Prozession von graubekittelten Frauen mit Wäschekörben, von eiligen Trägern großer Koffer oder ebenso eiligen Trägerinnen kleinerer, zum Platzen gefüllter Taschen hinter unserer neuen Sozialwerkstatt verschwinden sieht, der kann sich in die bescheidenen Anfänge unserer 1906 aus dem Hauptmagazin erwachsenen Werkswäscherei kaum hindeuten. Sie war und blieb lange ein Zusatzbetrieb.

Was sollte man auch viel herauswirtschaften bei einem wöchentlichen Wäscheanfall von etwa 1000 Werkshandtüchern und 50—60 Arbeitsanzügen? Manche Betriebe wußten gar nicht, daß es eine Werkswäscherei gab. Das sprach sich erst langsam herum, nachdem der heutige Leiter der Wäscherei, Wilhelm Stein, die „Belegschaft“ von zwei auf drei Frauen erhöht und den „Maschinenpark“ um zwei Waschmaschinen, eine Zentrifuge und zwei Nähmaschinen erweitert hatte, damit die Werkshandtücher ausgebeßert und Arbeitsanzüge geflickt werden konnten.

Nur die Wände standen noch

Aus dem Kriege ging die Werkswäscherei als ein Trümmerhaufen hervor. Das Dach war abgedeckt, die Fenster herausgerissen, die geborstene Tür hing lose in einer Angel. Berge von Schutt türmten sich, wo Maschinen gestanden hatten. Über den verstopften Kanälen stand das Wasser. Tische, Stühle, Laufstege und — natürlich — Treibriemen, alles war verschwunden. Aber die Wände standen noch. Also lohnte es sich, ein Wellblechdach aufzulegen, die Fenster mit Wellblechen zu verkleiden und eine Stahltür einzusetzen. Unter dem Schutt kam doch noch so was wie eine Waschmaschine hervor, und Tische, Laufroste usw. konnte man aus alten Brettern zusammenschlagen. Treibriemen fanden sich und auch die inzwischen anderweitig untergebrachten Wäscherinnen. Es konnte losgehen mit dem Waschen.

„Womit soll ich denn aber waschen?“

hätten die Frauen in getreuer Anlehnung an das alte Lied: „Wenn de Pott aber n e Loch hat“ mit Recht fragen können. Immerhin schrieb man 1945; es gab doch nichts, für einen sozusagen wieder aus dem Boden gestampften Betrieb schon gar nicht. Seifenpulver? Flüssige Seife gab es, und wir wissen alle unseligen Angedenkens, wie scharf die war. „Willem“, sagte der Kumpel von unserer ff. Steinfabrik, „wenn du weiter nichts brauchst als Soda — in unserm alten Ringofen liegt noch was, kalz. Soda; man müßte sie bloß zusammenkratzen.“

Willem ging hin und fand auch eine ganze Menge Soda, versteinert durch Nässe, also für seine Zwecke unbrauchbar. Aber wenn er verbissen kratzte, kriegte er doch jede Woche so viel zusammen, wie er brauchte. Zwei Jahre lang. Anfang Juni 1946 wurde die Wäscherei eröffnet, zuerst für die Betriebe, die ihre Arbeitsanzüge und Handtücher gewaschen haben wollten, dann auch für Privatwäsche von Werksangehörigen. Und bald wurde die Anlage trotz Ausbaus zu eng. Schon bei ihrer Erbauung 1906 hatte man nur an die Maschinen, nicht an Lagerraum für die Wäsche gedacht.

Neubau nach 41 Jahren

Die Zeit der drangvoll fürchterlichen Enge, der hochgetürmten blauen Anzuberger und der bis an die Decke reichenden weißen Stapel fand am 2. September 1957 ihr Ende mit dem Umzug in die neuerbaute, hinter den neuen Sozialwerkstätten gelegene Wäscherei. Daß sie hell, luftig, hygienisch, zweckmäßig angelegt und mit den neuesten Maschinen ausgerüstet werden würde, verstand sich von selbst. Auch, daß sie einen leicht zu säubernden Kunststoff-Fußboden und an den Wänden Fliesenbelag bekommen würde. Das besonders Reizvolle an der Neuanlage aber war, daß das, was an Inneneinrichtung nötig wurde, selbst fabriziert werden konnte, und zwar in der Lehrwerkstatt. Die Regale, die da aus Stahlblech entstanden, die gespritzt und auf den Tragflächen mit Fliesen belegt wurden, können sowohl beliebig angebaut als auch aufgestockt werden. Damit nicht genug: Auf Rollen gesetzt, ergeben sie „Stubenwagen“, so groß oder so klein, wie man sie gerade haben will.



Fräulein Gondek und Fräulein Knipping an den modernen Waschmaschinen

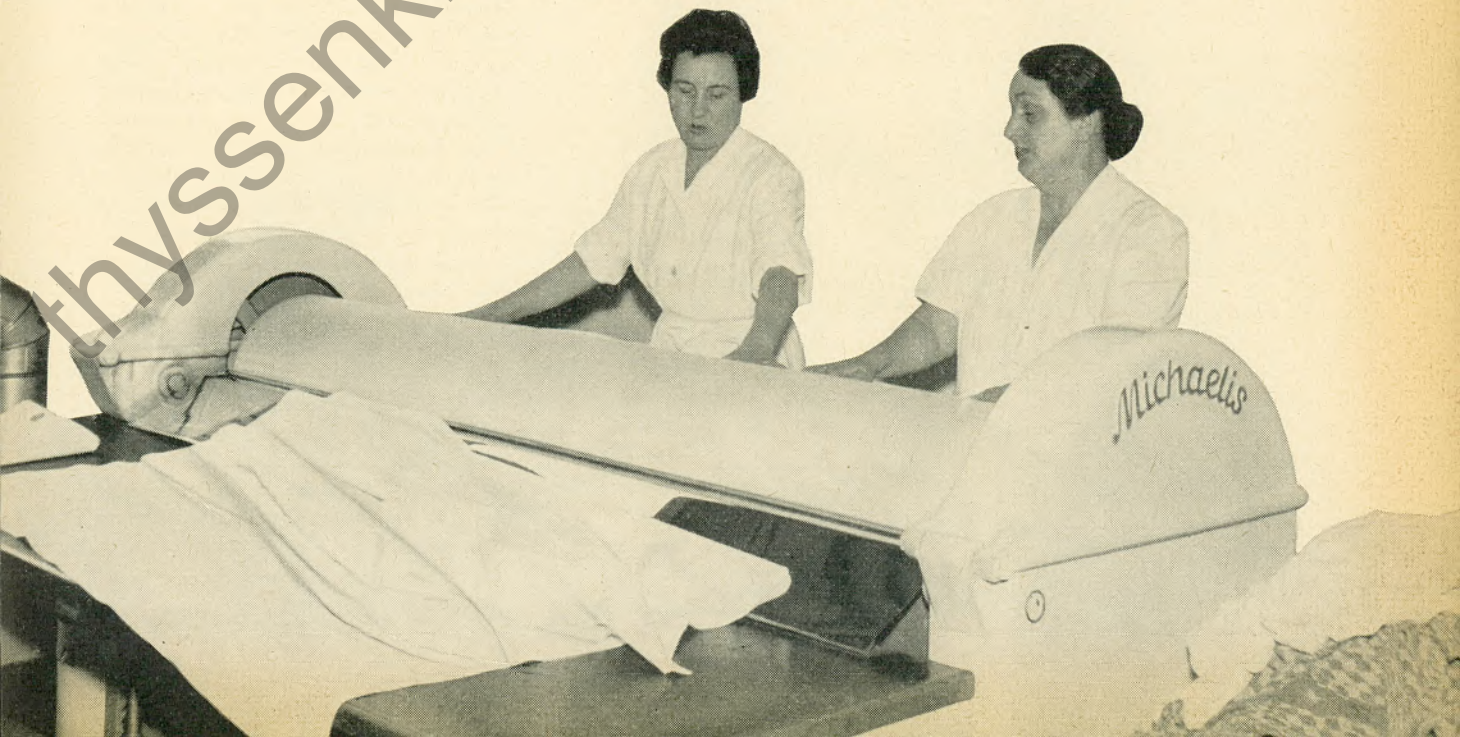
Organisation ist alles

Ohne diese Wagen könnte die 18köpfige Belegschaft der Gewichte gar nicht Herr werden, die Wäsche und Wasser zusammen darstellen. Aber auch trockene Wäsche ist in den Mengen, wie sie hier anfällt, von Hand nicht zu regieren: Im Dezember, der doch ein kurzer Monat ist, waren es trotz der vielen Feiertage 11809 Handtücher, 2109 Kittel, 1582 Sportheimden, 5030 Arbeitsanzüge und 30594 Putzlappen, die gewaschen bzw. gewaschen, geman-

gelt und gebügelt wurden. Im Januar fielen (als Folge der vielen Feiertage) rund 400 Sport- bzw. Oberhemden mehr an.

Die Aufteilung der Annahme und Ausgabe in „blauen“ und „weißen“ Schalter hat ihren guten Grund: Arbeitsanzüge sind nun mal schmutziger als die schmutzigste Weißwäsche, und nachdem sie — gezeichnet — eingeliefert worden sind, braucht man, im Vergleich zu Mangel- oder gar Bügelwäsche, nicht viel Federlesens mit ihnen zu machen. Jeweils 100 von ihnen

Frau Backhaus und Frau Kolodziejski bedienen die große Mangel





Frau Kroll an der Kittelpresse — An den breiten Bügeltischen v. r. n. l.:
Fräulein Kazmierczak, Fräulein Langner, Fräulein Fritz



Frau Falkner beim Sortieren von Werkhandtüchern,
Werkskitteln und Privatwäsche

Wäschereileiter Wilhelm Stein vergleicht die übersichtlich geordneten
Stapel frischer Wäsche mit den Listen



wandern in die große Waschmaschine und werden 40 Minuten lang der Wirkung von Wärme, Bewegung, Chemie und moderner Waschtechnik ausgesetzt. Wenn sie die zentrifugische Trockenschleuder und die Heißlufttrommel passiert haben, können sie schon wieder sortiert werden.

Das anspruchsvolle Oberhemd

Bei der Weißwäsche aber geht es komplizierter zu. Werkswäsche oder Privatwäsche — zunächst mal wird sortiert, nach Sorten sowohl als nach kochfesten oder nicht kochfesten Gewebearten. Dann wird 24 Stunden lang eingeweicht. Dann kommt der Vorwaschgang, der z. B. bei Kitteln in einer Einreibung mit Schmierseife besteht, bei Oberhemden aber in Einseifen mit Spezialmitteln oder in regelrechtem Abscheuern... Wir wissen ja, die Dunstglocke über unserm Kohlenpott hat es in sich, und das Oberhemd (oder der Mann, der es anziehen will) ist der leidtragende Teil dabei. Dem mit neutralen Waschmitteln und heute natürlich ohne jeden Zusatz von Soda schonendst durchgeführten Waschprozeß in der Maschine folgt, wo nötig, der Nachwaschgang. Dem Bügeln geht der hochwichtige Prozeß des Stärkens voraus, der eine ganze Nacht wirken muß, und (oder) die fachkundige Behandlung der Gewebe mit Wäschesteife, die bewirkt, daß unsere Hemden, Schlafanzüge, Kittel oder Bettbezüge, die wir Montag oder Dienstag so grau und zerknittert hier eingeliefert haben, uns beim Abholen nach 10 Tagen „so wie neu“ entgegenlachen.

Der Bügeltisch muß breit sein!

Die hausgemachte Wäscheweisheit unserer Altvordern: „Gut eingesprengt ist halb gebügelt“, die hier im Großen angewandt wird, reicht allein noch nicht aus. Das Geheimnis des Erfolges ist auch nicht das klapp- oder drehbare oder sonst raffiniert technische Bügelbrett, sondern es ist der Tisch, der statt des Brettes vor der Büglerin steht. Wenn er die „approbierte“ Breite von 170 × 60 cm hat und die Büglerin das elektrische Eisen gut zu führen weiß, kann gar nichts mehr passieren. Für die rund 2000 Kittel im Monat steht eine Presse zur Verfügung, für glatte Wäsche zwei in ihrer Kapazität geschickt genutzte Heißmangeln.

So wird's geschafft. Mit 2 Waschmaschinen, 2 Heißmangeln, 3 Heißluft- und 3 Wäscheschleudern, mit einer Kittelpresse, 6 breiten Bügeltischen, mit elektrischen Eisen und elektrischen Reserveeisen, mit besten Waschmitteln und in guten wie in bösen Tagen bewährter Erfahrung, mit Radiomusik und mit dem Bewußtsein, daß in unsern Breiten und anderswo ein Hüttenwerk gar nicht vorstellbar wäre ohne seine werkseigene Wäscherei.



Maskeradenflirt mit Komplikationen

Nun, da wir wieder Asche auf unser Haupt gestreut haben, kann man ruhig einmal darüber sprechen. Unter den Scheidungsgründen, die alljährlich vor den deutschen Gerichten zur Sprache kommen, rangiert König Karneval so ziemlich mit in der Spitzengruppe. Dieser närrische Geselle, der Lebenslust und Frohsinn auf sein Panier geschrieben hat, erweist sich als ausgesprochener Ehefeind.

So merkwürdig das auf den ersten Blick erscheint, so verständlich wird es, wenn man einmal den Ursachen auf den Grund geht. In den meisten Gegenden Deutschlands, in denen Karneval gefeiert wird, ist es unter den Eheleuten üblich, daß sie entweder getrennt zu den Kostümfesten und Maskeraden gehen oder sich doch zumindest am Schauplatz des närrischen Treibens trennen, um unerkannt in der Menge unterzutauchen. Einmal im Jahr möchte man wieder wie in alten Junggesellen- oder Jungmädchenzeiten auf Eroberungen ausziehen, sein Selbstbewußtsein auffrischen und seinen „Kurswert“ in den Armen eines oder einer anderen neu taxieren.

Gewiß kommen dabei kleine Seitensprünge vor, aber wirklich ehefeindliche Absichten hat kaum einer dieser vergnügten Narren. Aus „Spaß an der Freud“, wie man im Rheinland sagt, stürzen sie sich in das bunte Gewühl, flirten, tanzen und küssen, wo immer sich eine Gelegenheit bietet. Am Ende des Festes aber sinkt man seiner Angetrauten wieder in die liebevoll geöffneten Arme und freut sich, daß man sich wiederhat. Der Zweck ist erreicht, man hat sich wieder einmal ausgetobt, an fremden Kelchen genippt und fügt sich nun leichter in den Alltag.

Das sind die normal verlaufenden Fälle. Die harmlosen Karnevalsvergnügen sozusagen. Neben ihnen aber gibt es die ernsten Fälle, bei denen sich aus einem harmlosen Maskeradenflirt schwere Komplikationen ergeben, die zu ernsten Ehekrisen und schließlich sogar zu den eingangs erwähnten Scheidungen führen können. Fast ausnahmslos handelt es sich dabei um Männer. Sie lernen auf dem Fest eine andere Frau kennen und werden von ihren Reizen und sonstigen Vorzügen in gehobener Sektstimmung derartig fasziniert, daß sie sich Hals über Kopf in sie verlieben. Vergleiche mit der eigenen Frau fallen meist sehr wenig schmeichelhaft aus. Kein Wunder schließlich, denn seine Frau kennt man mit all ihren Fehlern und Schwächen nun schon seit Jahren, die Neue dagegen zeigt sich, abgesehen von dem Reiz jedes Neuen, von ihrer allerbesten Seite.

Manchmal gehen diese Karnevalslieben vorüber wie ein heftiges Fieber. Nach ein paar Tagen oder nach ein paar Wochen bekommen die Männer wieder einen klaren Kopf und stellen nun Vergleiche an, die ganz anders aussehen als während des rauschenden Festes. Sie merken sehr bald, daß die Neue auch nur „mit Wasser kocht“ und daß die Angetraute eben doch das beste Stück ist. Manchmal allerdings bricht eine Ehe an dieser Klippe auch auseinander.

Die Ehefrauen können viel dazu beitragen, die Atmosphäre während dieser Zeit zu entschärfen, wenn sie den Mann in einer solchen Krise nicht mit Vorwürfen überschütten, sondern ihn wie einen Kranken behandeln, der er in gewisser Hinsicht tatsächlich auch ist: mit Nachsicht und liebevollem Verständnis. So werden sie ihn am ehesten für sich zurückgewinnen können.

Acht Lektionen, die uns reifer machen

1. Verliere nie die Fähigkeit, dich zu begeistern.
2. Verliere nie die Fähigkeit, dich zu entrüsten.
3. Beurteile Menschen niemals vorschnell und rubriziere sie nicht zu rasch; im Notfall aber nimm zunächst immer an, ein Mensch sei gut oder schlimmstenfalls in der grauen Zone zwischen Gut und Schlecht.
4. Wenn du nicht großzügig sein kannst, wo es schwerfällt, wirst du es auch nicht sein, wo es leicht wäre.
5. Selbstbewußtsein entspringt vor allem der Fähigkeit, eine Arbeit — nahezu jede Arbeit — gut zu tun.
6. Wenn du dieses Selbstbewußtsein hast, strebe nach Bescheidenheit; so vollkommen bist du gar nicht.
7. Und wer wirklich Nützliches leisten will, forsche nach dem Besten, was andere Köpfe beitragen können. Verwende es zur Ergänzung deines eigenen Könnens und bekenne offen, wenn es dir weitergeholfen hat.
8. Die größten Tragödien in der Welt und im Leben des einzelnen entspringen Mißverständnissen. Das Heilmittel: die Aussprache.

(Aus: „DAS BESTE“)



**Kläuschen
der Hüttenknirps**

„Annegretes Schultornister, Vati, steht mir der nicht gut? Ich will auch zur Schule gehen; sag nicht, daß man das nicht tut!“

Willst du, daß die Lehrer lachen, Kinder schreien: „Was ist los?“ Und auf dich mit Fingern zeigen: „Seht mal unsern Gernegroß!“

In Büros und in Betrieben trifft man manchen auch, der klein in der Leistung — einen Stiefel aber bildet der sich ein...

Wer angibt, hat nichts vom Leben, weil er sich ja selbst betrügt. Willst „Angeber“, „Lackaff“ heißen? Leb bescheiden und vergnügt!

PRAKTISCHE TIPS

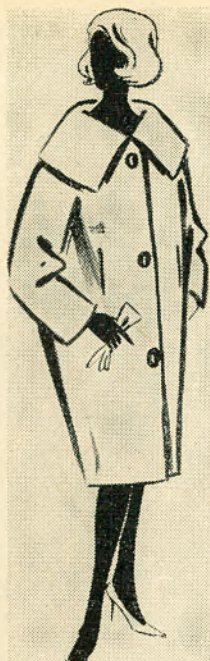
Auch Wildlederhandschuhe können gewaschen werden! Sie werden in fünf Teilen kaltem Wasser und einem Teil Salmiakgeist durchgeknetet, dann in lauwarmem Seifenwasser gespült, in sauberem Tuch ausgedrückt, getrocknet und dann gebürstet.

*

Bei Anwendung quecksilberhaltiger Salben darf kein Schmuck getragen werden! Gold überzieht sich nämlich sofort mit einem weißlichen Niederschlag, der nur durch Ausglühen über einer Spiritusflamme entfernt werden kann. Versäumt man dies, wird das Gold rasch porös und bröckelig.

Kein Zwang zur Taille

*Mantel in Sichellinie
für Gr. 42, 44 und
große Weiten mit
großem, balsafernem
Kragen und drei großen
Knöpfen*



Die neue Mode, die bald das Straßenbild beherrschen wird, ist so anmutig und kleidsam, daß man ihr bereits jetzt eine längere Lebenszeit voraussagen kann, als sie ihrer Vorgängerin beschieden war. Einer der wichtigsten Gründe für ihren Erfolg, der ihr zweifellos sicher ist, dürfte die Tatsache sein, daß die neue Linie, die sich Vorbilder aus der Empire- und Directoirezeit genommen hat, aber auch in einer Anzahl von Modellen die natürliche Taillienlinie wiederentdeckte, den Männern gefällt. Die Kleider fallen nicht mehr lose und weit von der Schulter; der Stoff wird wieder an den Körper herangeführt, ohne ihn allerdings einzuengen. Die Frauen haben wieder eine Mitte — die Taille, die, ganz gleich, ob sie nun à la Empirestil nach oben

gezogen ist oder an ihrem natürlichen Platz sitzt, wieder da ist und durch Blenden, Gürtel, Mieder, Schleifen oder Rosen unterstrichen wird.

Man hat in dieser neuen Saison die Wahl zwischen dem Empirestil mit seinen typischen Kennzeichen — kurzem Oberteil und hoch ansetzendem Rock oder der nun schon fast klassischen Linie, die sich aus der Taillenbetonung ergibt. Aber auch ihr Aussehen hat sich gewandelt. Durch kürzere Röcke, die allerdings immer das Knie bedecken müssen, haben sich die Proportionen gegenüber den gewohnten Kleidern mit natürlichen Taillen verändert.

Es sind auch nicht allein die Linien, die das Neue unserer Frühjahrs- und Sommermode ausmachen, es sind in gleichem Maße auch die neuen Stoffe und Farben. Kennzeichnend für die neuen Stoffe ist ihre belebte Oberfläche. Alle Strukturvariationen sind in der kommenden Sai-

Auch die neuen Kostüme unterscheiden sich sehr markant von ihren Vorgängerinnen. Ganz neue Silhouetten ergaben sich aus den kurzen, taillienlangen Jäckchen, ihren großen, immer ein wenig halsfernen Kragen und den etwas kürzer gewordenen, sich nach unten ein wenig verjüngenden Röcken. Das betont jugendliche Kostüm erscheint weiterhin mit

*Sportliches
Tageskleid
mit breitem,
zwischen-
gesetztem
Mieder und
aufgesetzter
Knopfbende*



*Kleid/Jacke-
Ensemble
mit weitem
Rock, loser
Jacke von
Bolerolänge
mit flachem,
rundem
Auschnitt*



Faltenrock. Aber auch hierbei ist es wichtig, daß die Falten anders als bisher eingelegt werden — am Bund etwa 10 cm breit und nach unten breiter zulaufend, während zwischen jeder Falte am Bund noch ein kurzer, tiefer Abnäher aufspringt. Große Knöpfe, viele Schleifen und vor allem Rosen aus dem Stoff des Kostüms, selbst aus Tweed gefertigt, sind die kleinen modischen Pointen dieser neuen Kostüme.

Sie meinen, es sei nun genug an Neuem, das man beachten müsse, um gut und richtig anzuziehen zu sein? Weit gefehlt! Da sind zum Beispiel noch die neuen Mäntel, die sich genau wie die Kostüme sehr deutlich von den bisher gültigen Schnittformen unterscheiden. Es sind die Mäntel im Directoirestil — eine Variante des Redingotes — mit kurzen Oberteilen und hoch ansetzenden, leicht angekrauten Rockteilen. Große, halsferne Kragen und Revers, hochgesetzte Taschenpatten, eine Reihe von zwei bis drei großen Knöpfen, die nicht tiefer als unmittelbar unter der Brust endet, unterstreichen immer wieder die jetzt so aktuelle Tendenz der Empire- und Directoiremode. Natürlich bleibt der pyramidenförmige Hänger weiter in Mode, da er sich so bequem über die Kleider mit weiten Röcken ziehen läßt, aber auch er wurde „modernisiert“ durch hochgesetzte Taschen, große

*Kleid/Jacke-
Ensemble mit
schmalem Rock,
loser Jacke mit
3/4-Arm und
balsafernem Kragen*



son Trumpf. Dabei wird vor allem der Leinen- und Shantungcharakter bevorzugt. Interessante zweifarbige Tweeds, Bouclés, Schlingenmohair und federleichte Loops prägen das typische Bild der neuen Mäntel und Kleider in gleichem Maße wie das der Röcke, die man schmal als Ergänzung der Jacken und beschwingt in der Kombination mit Blusen und kleinen Sommerpullis trägt. Im Sommer dann blühen die schönsten und farbenfreudigsten Blumen — vor allem Rosen in verschwenderischer Fülle —, flattern Schmetterlinge auf herrlichen Seiden und ranken sich zartfarbige Blüten- und Blätterränken über satinierte Baumwolle. Auch grobe Bauernleinen in südlich heiteren Farben spielen dann, einfarbig oder phantasievoll bedruckt, eine Hauptrolle.



Einreiber mit Drei-Knopf-Front und leicht fallender Schulterlinie, enger Ärmelweite, Sakko und Rückenschlitz

Kragen und Blenden oder Steppereigarnierungen in Brusthöhe.

Und da die Mode in immer stärkerem Maße auch von den Farben bestimmt wird, müssen Sie unbedingt auch die „Palette“ kennenlernen, damit die Wahl der neuen Stoffe in ihrer Vielfältigkeit nicht zur Qual wird. Achten Sie bitte mal auf die bezaubernden, hellen Türkistöne, die sich aller Voraussicht nach stark in den Vordergrund stellen werden, dann auf ein zartes Violett, Phlox und Azaleenrot und Weiß. Sehr beliebt ist außerdem die gesamte Blauskala, insbesondere Himmelblau, Husarenblau, Enzian- und Marineblau. Aus der Gelbskala wurde Mais und Sonnengelb gewählt, und von den zarten Grünnuancen gibt man Absinth eine Chance. Dazu ein wenig Orange, Anthrazit, Aprikose und Kittgrau und die immer wieder faszinierenden Kombinationen von Blau und Grün wie Enzianblau/Blattgrün und Türkis/Königsblau. Alles in allem — eine farbenfreudige, junge und kleidsame Mode, zu der man ja sagen muß!

Auch für Herren

Wer glaubt, daß sich die Herrenmode in einem Spiel der Formen und Schnitte austobt, wie wir dies von den Damen gewohnt sind — Rock mal lang, mal kurz; Figur mal betont, mal verborgen —, der wird, je nach Temperament, entweder angenehm überrascht oder ent-

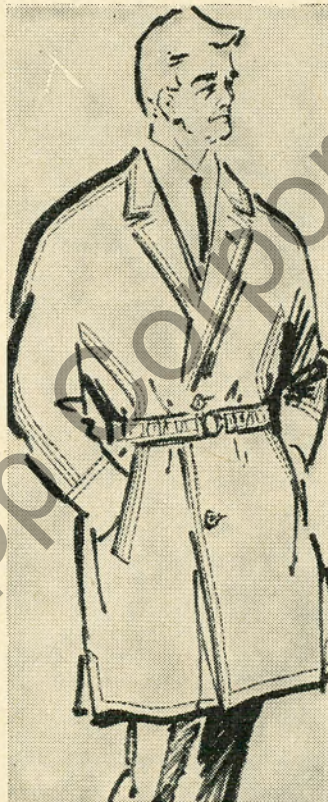
täuscht. Zwar wandeln sich im Laufe der Zeit auch die Formen in der Herrenoberbekleidung, doch vollziehen sich diese Wandlungen nur langsam und über Jahre hinweg. Für 1959 jedenfalls wird bei den Anzügen und auch bei den Mänteln die bequeme, körpernahe und schlankmachende Silhouette, wie schon seit einigen Jahren, beibehalten. Einflüsse aus England, wie glockenartig ausschwingende Rockschöße, haben in Deutschland nur wenig Chancen. Viel mehr aber drückt sich sowohl bei Mänteln als auch bei Anzügen und Sakkos die neue Herrenmode durch die Musterung der Stoffe aus.

Mehr Farben als bisher wird man bei den Herren sehen. Selbst das traditionelle Grau wird abgewandelt durch farbige Effekte; auch in ihrer Wirkung einfarbige Stoffe sind stets aus vielen Farben

gegensätzliche Wirkung mehrerer Farben entstehen.

In Deutschland kombiniert man weniger ausgeprägte Farbnuancen und schwächere Helligkeitskontraste miteinander, wobei sich die beiden Richtungen gegenseitig abmildern und die Musterbilder dadurch ruhiger und vornehmer werden. Ob man nun einen Glencheck oder Streifen wählt, ist dabei noch nicht einmal so entscheidend. Es gibt Streifen, die erst nach längerem Hinsehen als solche zu erkennen sind, es gibt schwach abkarierte Glenchecks, die eher einem Bandstreifen gleichen. Es gibt Glenchecks und Streifen, die aus kleinen Musterungsgruppen zusammengesetzt sind, und es gibt schließlich die Möglichkeit, durch einen gesprenkelten Grund die Streifen- oder Karowirkung ganz dezent zu verstecken.

Im Gesamteindruck werden die Stoffe, vom Mittelton der Farben ausgehend, eher heller, wobei die bräunlichen Töne, wie Beige, Nougat und Zimt, vor allem in Verbindung mit Grau und aufgelockert durch helle Effektfarben, wie Gold und Rot, neben grünlichen und graublauen Tönen eine große Rolle spielen. Dabei wird versucht, die Farben der sportlichen Kurzmäntel — vielfach im Raglanschnitt und durchzuknöpfen — ebenso wie diejenigen der eleganten Stadtmäntel mit ihrer etwas größeren Länge, der verdeckten Knopfleiste und dem eingesetzten Arm denen der Anzüge anzupassen. Sportsakkos werden vor allem weißgrundig, porös und vielfach in den Farben kontrastreicher sowie einfarbig, ruhiger und im flauschigeren Shetlandcharakter getragen.



Jugendlicher Raglan mit schlankgebaltenen Revers und Grobstichstepperei, Taille durch Steppnähte besonders herausgeholt

zusammengesetzt, wobei diese Farbkombination zu einer Mischfarbe, nicht aber zu einer klaren Farbe geführt hat. Drei Richtungen lassen sich hierbei unterscheiden. Von England kommen markante Muster mit deutlichen Helligkeitsunterschieden, am besten charakterisiert durch die klassischen Schwarzweißglenchecks, mitunter durch andere Farben belebt. Aus Italien kommt die Anregung, deutliche oder in sich verschwimmende Musterungen ohne wesentliche Helligkeitsunterschiede zu entwickeln, die nur durch die

Leichte, sommerliche, halblange Jacke mit Bündchen und Schlitz und Kragen, aber ohne Revers, durchgeknöpft und Gummizug am unteren Rand





So sehen die kleinen Zuschauer den dramatischen Kampf zwischen Kasper (Dietrich Brandt) und den bösen Räubern (Radegunde Schaub) nicht . . .

Zehn Jahre lang haben ganze Jahrgänge von Kindern des Dortmunder Nordens gewußt, wer der „Kasper“ war, der von Zeit zu Zeit in der Werkbücherei unserer Hütte einzukehren pflegte, um ihnen eine Stunde lang seine neuesten, haarsträubenden Abenteuer zu erzählen. Es ist möglich, daß das eine oder andere Kind sogar den blonden Lockenkopf unserer Rita Bickelhaupt in der letzten Minute vor Beginn der Vorstellung im Theater verschwinden sah. Wenn aber die große Messingglocke ruhegebietend läutete, wenn sich der blaue Vorhang langsam auseinanderschob und unter einer lustigen Zipfelkappe hervor die altbekannte Frage ertönte: „Seid ihr auch alle da?“, dann war der Kasper mitsamt seinem Theater wiederum in der überall auf der Welt für ihn gültigen anonymen Sphäre, und es war nicht Rita, die erzählte, drohte, bat, flichte, kicherte, gurgelte und heulte: eine Vielzahl von Kaspern und Seppeln und Räubern und Scheichen und Löwen und Krokodilen und Mariechen, Toden und Teufeln bemächtigte sich ihrer, um Leben und Stimme zu leihen — und selbst für Muttis und die den Kinderstrom regelnden Bücherei-Mitarbeiter war die Illusion vollkommen. Kasper selber muß es wohl gewesen sein, der, als seine Rita Abschied vom Werk und von Dortmund nehmen wollte, die bange Frage: „Wer spielt nun für uns Kasper?“ gar nicht erst aufkommen ließ. Schon die erste Vorstellung in unserer Zweigbücherei in der Schule Kirchderne zeigte, daß die Erbfolge nicht nur gesichert war: Auch die

Wiederholung dieser Vorstellung, in die der Nachfolger assistierend eingestiegen war — in dem damals neueröffneten Jugendleseraum in der Hirtenstraße — war ein voller Erfolg. Unsere — verwöhnten — Kinder fanden, daß das stimmliche Register des Kaspervolkes sehr zum Vorteil ihrer Vorstellungskraft erweitert worden war. So markerschütternd bedrohlich hatte der Kasper mit Ritas Stimme nie zuvor „Ha — du Schurke!“ brüllen können. Als nach Wochen wieder eine Vorstellung angesetzt wurde und die Hexe in einer bisher nicht gehörten hellen Art krächzte und quietschte, war es auch den Kleinsten klar: Kasper hatte sich eine Frau zugelegt! Wer weiß, auf welcher Wanderfahrt er sie getroffen hat. Man findet ja so manches unterwegs, man wandelt sich auch, paßt sich Land und Leuten an. Der neue, breite Hamburger Dialekt, durch die Nase gesprochen, in dem Kasper sich neuerdings mit den Dortmunder Kindern unterhält, kommt ja auch nicht von ungefähr. Er muß wohl allzu lange mit den Fahrleuten am Hafen gesessen haben. Sicherlich nicht zu seinem Schaden; Seeleute spinnen ja so manches Garn, das den Inhalt der spärlichen Kasperliteratur anreichern kann, wenn man es richtig einwebt in die drolligerweise meist in bayerischem Dialekt abgefaßten Stücke. Es begab sich, daß Dietrich Brandt, ins Privat- und Berufsleben zurückgekehrt, eine Frau fand, die in einer Kinderbücherei heimlich am selben Faden „gesponnen“ hatte: Wenn sie den dorthin berufsmäßig

verpflichteten Kasperspieler am Werke sah, zuckte es ihr in allen Fingern. Alle Kasperpuppen der Werkbücherei, Meisterstücke von Else Hecht, München, wanderten mit allen Kasperstücken besuchsweise in die Wohnung des spielfrohen Ehepaares. Man mußte Bekanntschaft miteinander schließen, vor allen Dingen mußte man ein „Zeitstück“ proben, in dem ein leibhaftiges Auto auftreten sollte. Das Kaspertheater, das die immer hilfsbereite Buchbinderei notfalls auch dort aufgeschlagen hätte, ersetzten „Kaspers“ erfindungsfroh durch ein über zwei Sessel gestelltes Bügelbrett, hinter dem sie knieten. Mal knieten sie zusammen, um Hand in Hand zu spielen, mal spielte einer, und der andere machte das Publikum, scharf kritisierend, wenn der Kasper sich zuviel bewegte, also „fahrig“ wirkte. Ausbalancieren, Bewegung und Text (der ja abgelesen wird) harmonisch miteinander verquicken, das ist die Kunst; dynamisch sein, ohne zappelig zu wirken. Als die Sache mit dem Auto, das auf der Rampe festgeklemmt werden mußte, klappte, konnte man sich's einfacher machen: Zeitlose Kasperstücke lassen sich am oberen Fach eines teilweise ausgeräumten und von der Wand gerückten Bücherregals proben. Kinder als Stimmungsbarometer für Kasperwitze, die entweder hinhalten oder (weil bayerisch) nicht verstanden werden, finden sich überall in der Nachbarschaft. Eines Tages mußte für Frau Brandt, die verhindert war, Ersatz gestellt werden. Rasch, denn eine Aufführung im Jugend-

Kasper : 2

Besuch hinter den Kulissen unseres
Werkbücherei-Kasperletheaters



Mit plattgedrückten Nasen wartet man auf das Zauberwort: „Heraufkommen!“

leseraum stand unmittelbar bevor. Wer will? Wer kann? Wer hat Erfahrung? „Ach“, sagte Radegunde Schaub, „ich probier's halt emol...“ Zuerst am Schreibtisch, dann hinter der „Theke“ des Jugendleseraums, die immer noch geeigneter war als das Bügelbrett seligen Angedenkens, dann im Kaspertheater, an dem sich einer, der nicht gewöhnt ist, die Arme auszurecken, einen tüchtigen Muskelkater holt. In den Stücken, die seither gespielt wurden, traten laufend Hexen auf, und für die galt es, den richtigen

Ton zu finden. Das erstmal „piepste sie zu hoch“, aber dann konnte sie „besser brüllen“, wenn auch die Kinder in Kirchderne ihr die Hexe gar nicht zugetraut hätten. Offene Frage blieb: Wie gehen Hamburger Platt und badischer Dialekt zusammen? Bestens. Wer's nicht glaubt, der braucht nur mal an einem der etwa sechs herbstlich-winterlichen Kasperle-Nachmittage die Treppe des Büchereigebäudes von der Hirtenstraße aus hinaufzusteigen: Die gellenden Jubelschreie des Publikums, die in alle Räume

der Hauptbücherei, in Werksfürsorge, Buchbinderei und Nähstube dringen, bezeugen den Veranstalter und den Eltern — die vielleicht gerade dabei sind, in der Ausleihe ihre Bücher zu tauschen —, daß es den Dortmunder Kindern ganz gleich ist, ob der Kasper s-pricht oder sch-pricht. Er braucht sie nur mit der alten Formel zu fragen: „Seid ihr auch alle da?“, dann ist die Brücke des Verständnisses geschlagen, über Länder, Dialekte und Zonengrenzen hinweg: „Ja, Kasper, ja!“

Er redet ja zwar komisch, der Kasper — teils hamburgisch und teils badensisch —, aber die Dortmunder Kinder kriegen doch alle „Feinbeiten“ mit



AUS UNSERER HEIMAT

Vor 80 Jahren

Unsere verlästerte Emscher

Ehemals war das Flößchen klar
und fischreich

Wenn wir heute beim Spaziergehen die Emscher überschreiten, so gehen viele Menschen eilenden Schrittes über die Brücke hinweg. Die Leute wissen nicht oder denken nicht daran, daß sie mit einem rechten Nebenfluß des Rheins zu tun haben, der sich nach 98 km langem Lauf unterhalb von Duisburg in Deutschlands schönsten Strom ergießt. Die meisten wissen auch nicht, daß die Emscher jahrhundertlang im Süden und Westen Dortmunds die Grenze bildete.

Fischreichtum

Unsere Emscher war nicht immer ein Abwässergraben. In unserer Kindheit in den 80er Jahren führte sie frisches und klares Wasser, in dem sich Fische tummelten. Als Beweis für den Fischreichtum diene die Tatsache, daß im Anfang der 80er Jahre noch Fischottern im Emschergebiet erlegt wurden. So wird unter dem 6. März 1880 in den Dortmunder Zeitungen berichtet, daß

Gartenrestaurant Steinerne Brücke



Hagener Jäger, mit Harpunen ausgerüstet, begleitet von Hunden, Jagd auf die überhandnehmenden Fischottern gemacht hätten. Am 17. November 1881 wird gemeldet, daß ein Schreinermeister aus Recklinghausen im Emscherbruch, zwischen Wanne und Gelsenkirchen, drei Fischottern erlegt habe, und das an einem Tage.

Mitte der 90er Jahre wurde das klare Wasser der Emscher dann getrübt durch die Industrieabwässer. Den Jungen wurde die Badegelegenheit genommen, den Alten das Fischen. Denn in dem giftigen Wasser vermochte kein Tier zu leben.

Die Quelle der Emscher befindet sich auf Lünschermanns Hof in Holzwickede, fließt hart an der alten Burg Hörde vorbei, betritt das Stadtgebiet im Brunnenkamp und verläßt das Stadtgebiet wieder kurz vor dem Bahnhof Huckarde.

Die Emschermühlen

Auf seinem Lauf hat das Flößchen viel Arbeit zu leisten. Sehr viele Kornmühlen stauten das Wasser auf. In Dortmund war die erste die Buschmühle. Weiter am Knick der Emscher vor der Bolmke lag die Hoppmannsmühle, im Zuge des späteren Hahnenmühlenweges die Hahnenmühle. Dann folgte die Wickeder oder Neue Mühle an der Huckarder Straße. Diese Mühle bot den damals noch spärlichen Amateurfotografen einen dankbaren Vorwurf und ein idyllisches Motiv. Der Müller war Schwimmlehrer. Wer außer Lehrgeld noch Kleingeld besaß, konnte nach dem Baden noch eine Plundermilchkur machen. In der Kirschzeit durfte, wer einen Groschen zahlte, genau nach der Uhr gemessen, 15 Minuten auf den Baum klettern und Kirschen essen. Dann folgte, schon zu



Schlankes Mathilde in Hörde

Huckarde gehörend, die Huckarder Mühle.

Auch Kahnfahrten waren auf der Emscher beliebt. Der große Mühlenteich an der Muschelmühle war im Sommer belebt von Wassersportlern. Waren die Kähne auch schwerfällig, so war man andererseits in damaliger Zeit noch anspruchslos in dieser Hinsicht. Auch der Gastwirt August Ziegler in Dorstfeld hatte solch einen Kahnbetrieb auf der Emscher eingerichtet. Man konnte bis kurz vor Huckarde fahren.

Emscher-Überschwemmungen

Karl Prümer schreibt über unsern Fluß in der „Cronica van Düöpm“: „Dä Iemscher pässt sau recht taum Westfolen, willen dat sä sik selten ut dä Ruhe brengen läßt. Blaus bi Sündfluten gähnt sä üöwer 't Auwer un wist sik in iährer ganzen Wildheit.“

Von den vormaligen Überschwemmungen kann man sich heute keine Vorstellungen machen. Die großen Wiesenflächen standen unter Wasser. Die letzte Überschwemmung war Pfingsten 1919. Pfingstamstag ging ein wolkenbruchartiger Regen nieder. Die Keller im Nordosten der Stadt standen voll Wasser. Die Fischteiche an der Buschmühle und von der Steinernen Brücke liefen über, und die Fische lebten das Überschwemmungsgebiet. Das war eine Gelegenheit für die Anwohner. Angetan mit einem Drillichanzug aus dem soeben beendeten Weltkrieg standen die jungen Leute im Wasser und fischten mit einem Käscher sich die Fische als willkommenen Festtagsbraten, denn es herrschte noch Fleischrationalierung.

Der 1. Mai vor 50 Jahren

Maifeiern waren nur unter polizeilicher Bewachung möglich

Unser heimischer Schriftsteller K. Prümer schrieb in seinem großen Werk „Unsere westfälische Heimat“: Der 1. Mai ist von jeher ein Festtag für das deutsche Volk gewesen, weil an diesem Tag das Geburtstagsfest des Frühlings gefeiert wird.

Heute ist der 1. Mai gesetzlicher Feiertag. Wie sah es aber vor 50 Jahren aus? Urlaub gab es nicht. Wer trotzdem feierte, lief Gefahr, gekündigt zu werden. Daß unter diesen Umständen viele Arbeiter von einer Maifeier absahen, kann man sich denken. Denn der Verdienst war klein, die Kinderzahl groß. So sah man am Maitage am Versammlungsplatz höchstens dreihundert Männer und Frauen, die trotz Unternehmer- und polizeilicher Bedrückung den Mut zum Feiern aufbrachten. In aufgelöstem Zug ging es die Hohe Straße hinauf, angeführt und flankiert von berittener und Fußpolizei. An Dortmunds Grenze, an der Steinernen Brücke, wurde die kommunale Polizei von der landrätlichen Gendarmerie abgelöst, die dann für den eigentlichen Maiausflug die Sicherheit für Staat und Stadt übernahm. Denn man konnte nicht wissen!

Am Abend ging es in der umgekehrten Reihenfolge zurück. Am späten Abend atmete Dortmunds Oberbürgermeister Schmieding erleichtert auf: Dortmund stand noch!

Es ist damals, in den 90er Jahren, viel über diese polizeiliche Begleitung gelacht und gewitzelt worden, Bürgerkreise, die wußten, daß die Welt kein Strumpf ist und mehr gesehen hatten als die Dortmunder Grenzpfähle, empfanden den Aufwand an Polizei gegenüber harmlosen Maifeiern den blamabel und lächerlich.

Die Zeit schritt weiter. Die Gewerkschaften erstarkten. Zum wirksameren Arbeiten schlossen sie sich zum Ortskartell zusammen. Es mag um 1907 oder 1908 gewesen sein. Vorsitzender des Kartells war der heute noch unvergessene Ernst Mehlich, damals noch Schriftsetzer in einer kleinen Dortmunder Druckerei. Der erste Mai fiel auf einen Sonntag. Der Viehmarkt war der Versammlungsplatz. Der Festzug wurde von Robert Kuhse mit seinen Musikern angeführt. Unabsehbar waren die Reihen der Feiernden. Am Friedenbaum und an der Wilhelmshöhe konnte der berühmte Apfel nicht zur Erde fallen, so stauten sich die Menschen. Überall herrschte

Freude und Frieden. Nicht der kleinste Zwischenfall ereignete sich. Auch nach diesem Fest der Arbeiter stand am Abend Dortmund noch. Der Oberbürgermeister konnte am Spätabend nach Berlin beruhigt drahten: In Dortmund alles ruhig!

Wenn man sich dieses nach so vielen Jahren in die Erinnerung zurückerufen und die heutige Zeit damit vergleicht, so muß man das Gebahren der regierenden Herren von damals belächeln, die ruhige Haltung der Arbeiter bewundern. Ursache der ganzen Regierungsaktion mit dem Aufgebot an Polizei wurde von vorurteilsfreien Leuten mit einem Wort bezeichnet, das treffend die Lage kennzeichnet, wie sie damals war: Rotkoller des Oberbürgermeisters als Chef der Polizei.

Vor 70 Jahren

Am Sonntag sind die Läden zu...

...sang man im Varieté

„Alles schon dagewesen“

„Es ist alles schon dagewesen“, sagte Ben Akiba. Der Mann hatte recht, wenn die Geschehnisse auch unter veränderten Verhältnissen in der Öffentlichkeit erörtert werden. Damals, vor 70 Jahren, ging es um den Sonntags-Ladenschluß, heute um den Geschäftsschluß im allgemeinen.

Unleidliche Zustände

Wenn man die Gedanken zurückschweifen läßt in den Anfang der 90er Jahre, so erinnert man sich des Elends, das in der Arbeitszeit der Angestellten in den Geschäften herrschte. Vom kleinsten Kolonialwarengeschäft bis zum tonangebenden Modegeschäft, alle hielten ihre Geschäfte am Sonntag geöffnet. Das Personal mußte umschichtig alle 14 Tage Sonntagsdienst machen. Wie oft habe ich den Seniorchef einer Firma sonntags nachmittags, gelangweilt in der Ladentür stehend, den Westenhellweg auf- und abschauen sehen. In der Innenstadt ging es noch. Da schlossen die Geschäfte um 19 Uhr. In den Außenvierteln aber ging der Verkauf bis 20 und 21 Uhr.

Die Sonntagsruhe

Was angestrebt wurde, war die Sonntagsruhe. Aber damit hatte es noch gute Weile. Die Hausfrauen waren dagegen, da sie im Zeitalter ohne Kühlschrank am Samstag nicht auf Vorrat einkaufen konnten und wollten. Die bequemen und vergeßlichen unter den Frauen wollten die uneingeschränkte Einkaufsgelegenheit nicht missen. Die Herren aber



Kaiserbesuch zur Einweihung des Dortmund-Ems-Kanals im Jahre 1899
Triumphbogen am Burgior

waren nicht einverstanden, weil sie nicht am Samstag ihre Sonntagszigarren kaufen wollten. Wie groß die Erregung über die Sonntagsruhe war, geht daraus hervor, daß die Komiker in den Varietés sangen: „O schöne Zeit, o Sonntagsruhe, am Sonntag sind die Läden zu“.

Der erste Schritt zur Sonntagsruhe war das Verhängen der Schaufenster während des Hauptgottesdienstes. Das war auch alles. Während dieser Zeit blieben die Geschäfte geschlossen. Langsam, ganz langsam, wurde dann um 1896 die Sonntagsruhe eingeführt, d. h., bis 9.30 Uhr durften alle Geschäfte offenhalten. Von 11.30 bis 13 Uhr nur die Zigarrengeschäfte. Das blieb so bis 1914.

Die Friseure

Es gab auch damals schon Selbstrasierer. Sie putzten sich mit dem Messer. Aber solche konnte man mit der Laterne suchen. Ein Wort noch über den Arbeitsbereich der Figaros. Damals war es selbstverständlich, das ein Friseur Heilgehilfe und Dentist sein mußte. Wer kannte etwas vom Plombieren. War der Zahn schlecht, so wurde er vom Friseur gezogen. Als Zahlung galten 50 Pf. So eine Barbierstube bekam samstags abends und sonntagsmorgens ein bewegtes Bild. Da wurde debattiert und disputiert. Am Samstag dauerte der Betrieb bis 23 oder 24 Uhr. Sonntags bis 13 oder 14 Uhr. Der Figaro mußte es sich schon sauer werden lassen, denn die Rasur kostete 10—15 Pf. Haarschneiden 25—30 Pf. Jungen zahlten für ihren Stiefkopf 20 Pf.

Diese Zustände hielten bis 1914 an. Die vollkommene Angleichung an die Sonntagsruhe vollzog sich in der Revolutionszeit ohne große Aufregung.

Wer erinnert sich noch daran?

Fröhliche Pfingsten 1900

„Eine einmalige Sensation“ nannten die alten Dortmunder das Schiffshebewerk Henrichenburg, zu dem sie — wie hier im Jahre 1900 — zu Pfingsten in hellen Scharen pilgerten.

Pfingsten ist mehr und mehr zu einem „verlängerten Wochenende“ geworden, da die pfastermüden Großstädter hinaus in die Ferne streben. Wer aber erinnert sich wohl noch der gemütlich-beschaulichen Art, mit der die Dortmunder einstmal ihr Pfingstfest feierten? Zwar stand schon immer die frühlingshafte Natur im Mittelpunkt der Festesfreuden. Aber die Verbindung zur Natur war weitaus ursprünglicher als heute, und manchem — längst vergessenen — Brauch möchte man ein Wiederaufleben wohl wünschen.

Gang zum Pfingstbrunnen

Die echte Naturverbundenheit der Menschen von damals prägte sich vor allem in dem uralten Brauch des Hereinholens von heilkräftigem Wasser aus. Seit dem Mittelalter hatte der Petersbrunnen der Hohensyburg eine besondere Anziehungskraft am frühen Pfingstmorgen. Von weit her kamen die jungen Leute mit ihren Kruken dorthin. Wem der Weg zur Hohensyburg zu mühselig war, der wandelte zu der Quelle im Brunnenkamp im südlichen Teil des heutigen Kaiserhains, wo sie heute noch sprudelt. In der Volksvorstellung galt er als „heiliger Born“. Sein alter Ruhm flammte nach dem ersten Weltkrieg noch einmal auf. Tausende zogen zum Brunnenkamp, um das schwach kohlensaure Wasser zu holen, dem man besondere Heilkraft bei Augenkrankheiten nachsagte.

Eine besonders schöne Sitte bis zur Jahrhundertwende war das Pfingst-Choralblasen von den Türmen der Reinoldi- und Petrikirche. Unseres Wissens pflegt man im westfälischen Raum diesen Brauch heute nur noch in Soest. Sollte man ihn nicht auch in Dortmund wiederaufleben lassen?

Magnet Henrichenburg

Heute kann man sich nur schwer noch vorstellen, wie groß zur „guten alten Zeit“ die Anziehungskraft des Schiffshebewerkes Henrichenburg war. Dort erlebten die Dortmunder das Heraufziehen eines neuen technischen Zeitalters und konnten sich nicht satt genug an diesem technischen Wunderwerk sehen. Die Fahrten nach Henrichenburg auf dem Kanal waren im Anfang äußerst primitiv. Ein kleines Boot, auf dem sich

knapp hundert Personen in fürchterlicher Enge drängten — „Der kleine Günter“ genannt —, vermittelte den Verkehr. Später folgten moderne Dampfer, um den Zustrom zu dieser „einmaligen Sensation in der Welt“ zu bewältigen.

Eldorado Sauerland

Rechnen wir 60 Jahre zurück, gab es im alten Dortmund nicht wenige, die nie über Kirchturmsichtweite hinausgekommen waren. Da war es ein Verdienst naturliebender Männer, den Sauerländischen Gebirgsverein zu gründen. Die wenigen Gründer erzogen das junge Volk nun systematisch zum Wandern. Das Sauerland gab erstmals auch den Nicht-Einheimischen seine Schönheiten preis. Für 1,50 Mark gab es überall Abendessen, Übernachten und Frühstück.

Mit einem Zwanziger konnte man noch nach der Jahrhundertwende gut und gern eine Woche Sauerland einschließlich Bahnfahrt bis Fröndenberg genießen. Schon immer war zu Pfingsten die sich im Blütenschmuck präsentierende Wellinghofer Heide ein beliebtes Wanderziel. Im Ortsteil Wellinghofen war eine schöne Kindersitte zu Hause: Die schulpflichtigen Mädchen bekränzten sich mit Feldblumen, und die Jungen schwenkten geschälte Weidenstöcke oder Birkenschößlinge. Mit großen Körben zog die Jugend vor jeden Bauernhof und sang:

Gause, gause, giepe,
Eier in dä Kiepe,
Eier in dat Bueterfatt,
Het fi 'n ganzen Winter wat,
Lot das Messken blenken,
Schmit't in diän Schenken,
Lot dat Messken ruetteln,
Schmit't et in dä Bueter.

Abends wurden dann vor einem bestimmten Bauernhof unter blühenden Obstbäumen die gesammelten Gaben gemeinsam verzehrt. Hatte sich aber einer der Bauern nicht von seinem Eiervorrat trennen können, so „erntete“ er den Spottvers:

Bi N.N. es dä graute Naut.
Do schmacht't dä Müse im Braut-
schap daut!

Vor 60 Jahren

Pfingstkonzert am Fredenbaum

Das waren noch Zeiten vor 60 Jahren, wenn am ersten Pfingstmorgen in der Frühe die ganze Familie auf Schusters Rappen

zum Fredenbaum marschierte, um sich das Frühkonzert der Sächsischen Artillerie-Kapelle aus Metz anzuhören. Alle, groß und klein, trugen neue Kleidung. Die Männer eine „Kreissäge“ (Strohhut, auch „Butterblume“ genannt). Die Frauen einen neuen Sommerhut, die jüngeren eine sogenannte „Wanne“, ein einfacher Strohhut mit einem flotten Rand. Auf der Münsterstraße rumpelte unverdrossen das Dampfstraßenbähnchen und brachte ununterbrochen neue Besucher. Es waren ungezählte, die im neu angekommenen „Veloziped“ eintrafen.

Ein Choral erklang

Punkt 6 Uhr hob Dirigent Becker den Taktstock. Ein Choral leitete das Konzert ein. Alle waren gut beraten, die sich früh auf die Socken gemacht hatten. Das Gedränge und das Gewoge wurde beängstigend.

So gegen 9 Uhr sah man sich in der Umgebung um, wer alles von der Bekanntschaft da war. Alle waren versammelt! So war kein Hindernis vorhanden, sich in allen Ehren bei Karl Buhse, der seinen Ausschank unter dem Musikpavillon hatte, einen zu genehmigen. Hier kamen dann die Gespräche auf, die alle Jahre wiederkehrten. „Süh es an, du hiest ja 'n famosen niggen Anzug an. Dä rückt no Dahler.“ „Half sau schlimm, blaus 65 Mark.“ „Kiek do, Fritz es auk do, un op 'n Kopp nen niggen Sonnenhaut. Käl, do maust 't guet können“.

Festsparziergang im Westerholz

Alle waren das Sitzen auf einem Fleck leid geworden. Die Mutter sprach das energische Wort: „Allemarsch vüöran, seggt diäm Vader Bescheid, fi gott int Holt“. Das Westerholz war damals noch unberührt. Die Schmiedingslust, der Mendespielfplatz und das Bootshaus, auch der Kanal waren noch nicht vorhanden. An der heutigen Schmiedingslust begann der stille Teil des Waldes. Nur von fern hörte man dumpf die große Trommel der Kapelle, die den „Herausschmeißer“ spielte.

Konzerthörer ohne Geld

Das Eintrittsgeld am Fredenbaum war gering, wer Knäpperkarten besaß, zahlte gar nichts. Aber doch gab es Familien mit großer Kinderzahl, denen auch diese Ausgabe zu groß war. Ihnen wurde auch geholfen. Vor dem Fredenbaum lag eine kleine Wirtschaft, eine sogenannte „Fuhrmannswirtschaft“, mit einem großen Garten. Da trank solch eine bescheidene Familie ihre Milch oder der Vater sein Bier. Auch die Wilhelmslust von Gröning lag neben dem Fredenbaum

nach Lindenhorst zu. Aber Hunderte setzten sich auf die vielen Bänke im Walde, aßen ihre Stullen und ließen sich für den Durst von der Witwe Schulte am Waldausgang des Fredenbaums ein Glas Milch holen.

Kurpfuscher half mit Wassermedizin

Unter Alkohol gesetzt, wollte er jede Krankheit erkennen

In jener fernen Zeit, in der man noch an Hexen und Spöke glaubte, als auf jedem Kreuzweg zur mitternächtlichen Stunde noch der Teufel sein Wesen trieb, da blühte auch das Gewerbe der Kurpfuscher, ohne damit behaupten zu wollen, daß diese Zunft, die auf die Dummheit der Leute spekuliert, ausgestorben sei. Vor 150 Jahren bildeten die Schmarotzer am Volksganzen eine Landplage.

In Waltrop wohnte solch ein Wundermann namens Hundstein. Zuerst war er Schweinehirt, später Bauernknecht. Im Laufe der Jahre fand er heraus, daß das Leben ohne Arbeit zuträglicher und bekömmlicher sei. So wurde er Lumpensammler. Da dieses Gewerbe aber auch noch mit zu viel Arbeit verbunden war, wurde er zu guter Letzt Kurpfuscher. Des Schreibens war er unkundig, aber auf seine Art scheint H. genau gewußt zu haben, wie er seine Kundschaft zu nehmen hatte, wie eine Anzeige im „Westfälischen Anzeiger“ vom 5. April 1805 beweist:

„Zur Nachricht und Empfehlung. Allen meinen Gönnern und Freunden, wie auch dem geehrten Publikum, zeige ich hiermit an, daß man mich vor einiger Zeit aus Waltrop, neulich auch aus Groppenbruch vertrieben hat, ich meinen Aufenthaltsort gegenwärtig bey Hagemann zu Schwieringhausen in der Grafschaft Dortmund genommen. Da ich in der Kunst zu schreiben gar nicht erfahren bin, so muß man mich mit schriftlichen Gutachten verschonen, auch keine Gutachten von mir verlangen.

Übrigens diene ich aber jedem, der mündlich bey mir um Rat sucht, sowohl in allen und jeden innerlichen Krankheiten als auch äußerlichen Schäden, in möglichster Geschwindigkeit und für billige Preise. Ich bediene mich hierbey keiner abergläubiger, sympathetischer Mittel, sondern guter und nur durch Wasser etwas verlängerter Medizin. Da ich aus dem Urin die Krankheit des

Menschen sehr genau beurteilen kann, diese meine Wissenschaft aber nach Genießung einer starken Portion Branntwein sich besonders äußert, so muß ich um Nachsicht bitten, wenn man mich schon in den ersten Stunden des Tages betrunken findet. Ich weiß doch wohl, was ich thue.“

Der letzte hatte einen Wachskopf

Wie alte Frauen im alten Dortmund ohne Mann Hochzeit feierten

Wenn die Märzsonne die kahle Erde beschien, mit ihrer Wärme neues Leben weckte, die Kater mit ihren Kätzchen Mondscheinpromenaden auf den Dächern machten, da empfanden die Insassinnen eines Dortmunder Altersheimes vor hundert Jahren das Sehnen nach einem Halt, den man nach menschlichen Begriffen mit Mann bezeichnet. So kam es, daß in jedem Frühjahr die „hültene Hochtide“ gefeiert wurde.

Die Hochzeit ging so vor sich. War die Zeit herangekommen, so saßen an einem schönen Nachmittag sämtliche alten Frauen um den gedeckten Kaffeetisch. Kuchen und Beschüte waren reichlich vorhanden. Die getrunkenen „Köppken Traust“ wurden nicht gezählt. Das Hochzeitspaar saß inmitten der frohen Schar im gleichen Staat. Die Braut mit

Kranz und Schleier, er, der Bräutigam, im Abendmahlrock, Vatermörder, schwarzer Binde und Glacéhandschuhen. „Sie“ saß da mit feuerroten Backen und leuchtenden Augen, nach rechts und links eifertig und freundlich Bescheid gebend. „Er“ saß steif und hölzern am Tisch. Sah nicht rechts und links, sah nicht seine frohe Braut, tat auch keiner frohen Rede Bescheid, sondern sah steif nach der Wand gegenüber.

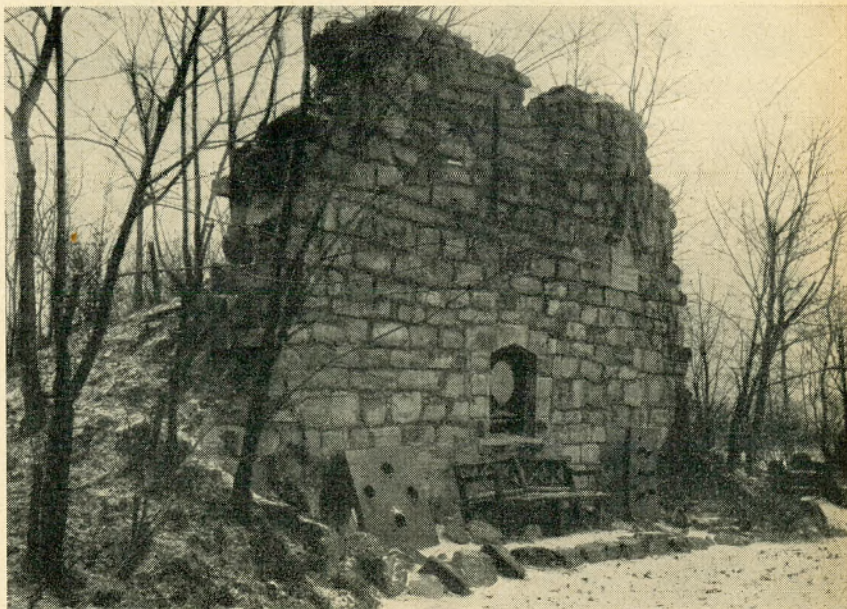
Gratulanten kamen und gingen, der Bräutigam rührte sich nicht. Späße und Erlebnisse lösten Jubel und Freude aus. „Er“ saß teilnahmslos dabei. Er verzog keine Miene. Er tat, als sei er unbeteiligt an dem ganzen Fest. Ein Benehmen für einen Bräutigam, nicht zu glauben.

Merkwürdigerweise störte dieser Brummkopf die allgemeine Freude nicht. Niemand nahm es übel, dieses Benehmen. Im Gegenteil, der Bräutigam und seine Braut bildeten den Mittelpunkt.

Was war nun mit dem Bräutigam los? Ach, dem armen Kerl fehlten zur Vollendung Fleisch und Blut. Sein so schön herausgeputztes Äußeres war mit Heu und Werg ausgestopft, sein Kopf war aus Wachs.

Einmal im Jahre wollten die alten Jungfrauen im Silberhaar auch Hochzeit feiern. Konnte es kein Mann aus Fleisch und Blut sein, so ein Strohmann. Da der Bräutigam ohne Leben sich „hölzern“ benahm, so nannte man das Ganze „Dä hültene Hochtide“.

Bismarck-Denkmal im Kaiserbain



Land zwischen den Strömen:

IRAK

Das im Lauf von Jahrhunderten durch Erdbeben gebeugte Minarett der Kebir-Moschee in Mossul



„Als Ali, der Schwiegersohn Mohammeds des Haschimiden, von der Unzufriedenheit des Volkes mit dem dritten Kalifen, Othman, erfuhr, hetzte er mit seinen Brüdern zur Rebellion. Ihre Mutter Aischa indes begab sich aus der Stadt, um ‚nicht dabeigewesen zu sein‘. Einer von Othmans Freunden aber traf einen der Aufsässigen mit dem Stein, so daß er starb. Darauf stürmte man des Kalifen Haus und erschlug ihn. Sein Blut floß über den Koran, in dem er gerade gelesen hatte. Othmans Frau setzte den Heiligen in aller Stille bei und sandte drei dem Leichnam abgeschlagene Finger an seinen Vetter Muawiya nach Syrien, damit er sie in der Moschee ausstelle und das Volk zur Rache für den Kalifen aufrufe.“ So berichten arabische Historiker.

Ali ließ sich inzwischen als Kalif huldigen, mußte aber fliehen, nachdem sich Aischa gegen ihn wandte und auch seine Brüder anderen Sinnes geworden waren. Araber werden rasch anderen Sinnes. Schließlich kam es zwischen Alis und der Truppe Aischas bei Basra zur sogenannten Kamelschlacht. Obwohl Alis Brüder schon gefallen waren und ihm der Sieg sicher war, kam der Kampf jedoch erst zum Stehen, als das Reitkamel Aischas, von dem aus sie die Männer anfeuerte, stürzte. Lange konnte sich Ali seines Sieges nicht freuen. Fünf Jahre später wurde er, verfolgt von der

Rache eines Sektenführers,

in der Moschee von Kufa ermordet. Es war die Rache eines Gläubigen, deren Vollzug ein Weib ihrem Geliebten als Brautpreis auferlegt hatte.

Die ersten Blutopfer aus der Dynastie Haschim waren der arabischen Erde gebracht worden. Wird der Haschimide Faisal aus Mohammeds Stamm der letzte gewesen sein? Oder König Hussein von Jordanien?

Ebensowenig wie man eine sichere Prognose künftiger arabischer Politik stellen kann, darf man aus Bündnissen von heute nicht unbedingt auf ihr Weiterbestehen schließen oder darauf, daß sie nicht schon morgen in erbitterte Feindschaft umschlagen. Plötzlicher Stimmungsumschwung und Revolten kehren in der 6000 Jahre alten Geschichte jenes Gebietes, das sich Irak nennt, immer wieder und beruhen außer auf der arabischen Mentalität auch auf dem nicht allein im Unterbewußtsein fortlebenden, uralten Stammesgefühl, wie es noch heute in der Wüste die Triebfeder allen Tuns ist. Denn ebenso wie die einzelnen Stämme stets ihren eigenen, mehr oder weniger eng umrissenen Interessen leben, so ist es im großen unter den arabischen Nationen.

Es wäre falsch, daraus zu folgern, Araber seien im Völkerkonzert grundsätzlich unzuverlässige Vertragspartner im europäischen Sinne. Araber sind nur ganz anderen Charakters, als es Europäer je sein könnten. Wie Beduinen in der gnadenlosen Wüste durch Sorge um ihre Sippe und damit um die Existenz des ganzen Stammes dazu veranlaßt werden, ein ihnen angestammtes Gebiet wegen Dürre oder Übervölkerung aufzugeben, so geben Regierungschefs auch ihren Partner auf, sobald es die Stunde erfordert. Nicht aus Laune und nicht aus Charakterlosigkeit, vielmehr aus nackter Vernunft und mit blitzartiger Entschlußkraft.

Wer die Geschichte des Zweistromlandes mit seiner nur 35 000 qkm nutzbaren Fläche und seinen Steppen und Wüsten von 400 000 qkm Ausdehnung verfolgt, wird feststellen, wie rasch Bündnisse erloschen und Kriege auf Tod und Leben folgten. Einigkeit zur Erreichung gemeinsamer Ziele wird unter Arabern nicht besonders groß geschrieben — zum Glück für jene, die in gefährdeter Nachbarschaft leben. Die Ereignisse von 1956, als Ägypten allein gelassen wurde, sind das beste Beispiel aus jüngerer Zeit. Jedoch — der arabische Kontinent ist sehr, sehr groß; so groß, daß auch ein Heute vor dem Morgen unbedeutend werden kann, wenn Vergangenes Jahrzehnte später nur noch wie ein vorübergebrauster Sandsturm erscheint.

Allen Nahostvölkern ist die

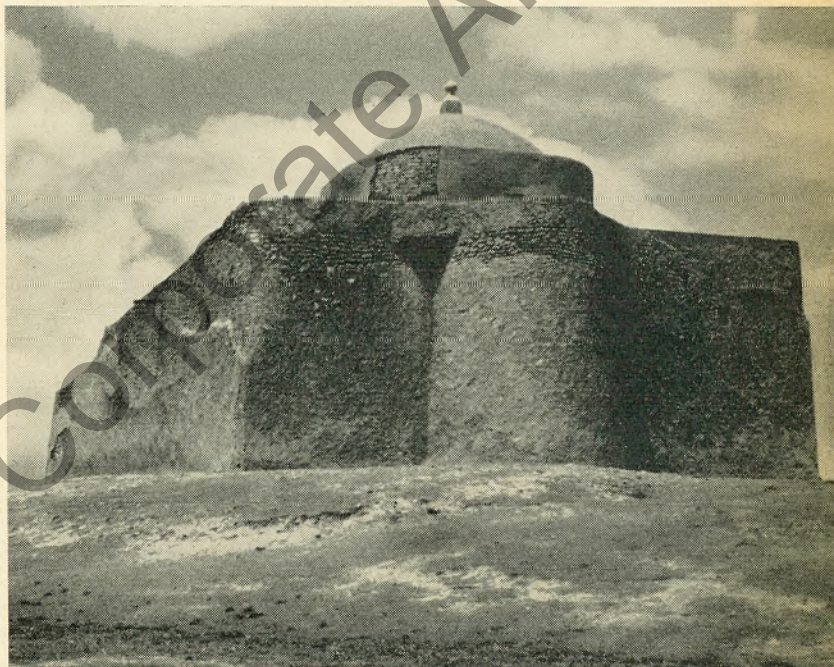
Freude am Kampf und der Fanatismus

gemeinsam, mit dem sie, sobald die Fahne entrollt ist, gegen den Feind ziehen. Die Plötzlichkeit, mit der sich solche Gewaltaktionen dann vollziehen, hat für Europäer schon immer etwas Erschreckendes gehabt, sei es, als Orientale im 8. Jahrhundert bis an die Loire oder im 16. Jahrhundert bis Wien vorstießen, sei es bei den Drusenaufständen von 1860, dem Tausende von Christen zum Opfer fielen, oder 45 Jahre später, als eine Million Armenier von den muslimischen Kurden niedergemacht wurden.

Brechen islamische Völker los, ist es wie eine Hochflut, unter der jeder Damm birst. Oder es ist wie Grundwasser, das ständig steigt und schließlich mit tausend Rinnalen aus der Erde quillt und zum Strom wird — wie in Algerien, wie im Libanon und jetzt im Irak. Es ist derselbe Fanatismus, mit dem der Muezzin täglich die Gunst Allahs herabfleht und mit dem die Gläubigen am Euphratufer, auf dem Feldrain oder einem Schiffsdeck unbeirrt zum Gebet



Die Grabmoschee Abu Kassems am Tigrisufer in Mossul



Die Mar Schimun-Kirche in Karakusch wirkt wie eine Festung

Im assyrischen Palast von Nimrud erhielten sich Königsreliefs aus Diorit





Die Moschee in Kufa, in der Ali, der Begründer der schiitischen Glaubensrichtung, ermordet wurde

niederknien; mitreißend und mit beispielhafter Frömmigkeit.

Die fruchtbare Ebene,

welche Tigris und Euphrat gleichsam unzertrennlich in ihre Arme nehmen, hat immer schon die Begehrlichkeit der

Völker aus den iranischen Bergen, besonders aber aus Innerarabien zum Angriff gereizt. Aber gerade die letzteren ließen in der Frühgeschichte der Menschheit Kulturen entstehen, denen wir nicht allein die Erfindung des Pfluges danken: die des viergliedrigen Jahres mit zwölf

Monaten, die Stunde zu 60 Minuten und die Kreiseinteilung in 360 Grad, sondern auch die Schrift. Nicht nur das! Die Großreiche von Akkad, Assur und Babylon besaßen eine Kunstsprache, deren Aussage uns noch heute in Erstaunen setzt, etwa mit Kolossalstatuen aus Granit, mit reliefierten Porphyrlplatten, über die sich Keilschrifttexte ziehen, oder auch mit Blätterschmuck aus Gold, den sich Königinnen um die Stirn legten. Und die Zahl der in den Königsarchiven gefundenen, kunstvoll gravierten Rollsiegel geht in die Tausende.

Viele Jahrhunderte waren vergangen, ehe die Militärmacht Groß-Assyrien die Geschichte Mesopotamiens in die Hand nahm, ein Staat, dessen Strafjustiz beispielsweise grausam war und in dem die Frau die niedrigste Stellung einnahm. In mehreren Kriegszügen drang Assur bis Ägypten vor. Damals auch wurde Jerusalem erobert und die jüdische Bevölkerung Samarias nach Babylon in Gefangenschaft geführt.

Immer aber unterliegt im großen Weltgeschehen ein Volk dem Stärkeren, sobald es erschläft, sein Glaube erlahmt und seine Kultur versiegt. Assur vernichteten die Meder Sibliens, diese Persiens Könige, und Alexander, der große Europäer, löschte den letzten Staat am Euphrat aus, das chaldäische Babylon unter persischem Regime. Unter den

Die nach dem Kalifen Harun al Raschid benannte Hauptstraße Bagdads mit Häusern im viktorianischen Stil an den Kolonnaden





Auf den Kanälen Basras, dem Venedig des Orients, kreuzen die charakteristischen Boote der Einheimischen

Nachfolgern des Olympiers, den Diadochen, die von Makedonien bis an den Persischen Golf herrschten, nahm Europa erstmals Berührung mit dem Zweistromland.

Wieder wechselte das Bild

Als die Legionen des unverbrauchten und gegenüber Mesopotamien um 3300 Jahre jüngeren Rom ihren Fuß auf arabischen Boden setzten, war es mit Ptolemäern am Nil und Seleukiden am Tigris zu Ende. Über 300 Jahre hat das römische Imperium in Vorderasien regiert — aber über das Zweistromland jeweils nur Bruchteile von Jahren. Stets mußten sich besonders die fähigsten Kaiser wie Trajan, Mark Aurel und Diokletian vor den Erben des Seleukidenreiches zurückziehen, zuerst vor den Parthern, dann vor den Sassaniden, die über 400 Jahre hindurch zwischen den beiden Strömen herrschten.

Nachdem im Jahre 651 n. Chr. der letzte Sassanide ermordet worden war und sich die Flut des jungen Islam auch nach Mesopotamien ergoß, begannen unter den Kalifen Mansur und Harun al Ra-

schid, dem fernen Freund Karls des Großen, die 1001 Nächte, von denen Dichter und Märchen erzählen. Fast 900 Jahre lang blühten in Mesopotamien Literatur und Wissenschaft, und man sonnte sich im Frieden — wenn nicht zwischendurch die Horden der Mongolen oder die Pest unter der Bevölkerung aufräumten, Aufstände der Negerklaven in Basra das Land in Unruhe versetzten oder Rivalitätskämpfe unter Kalifen und Sektenführern die Städte in Atem hielten — oder die Türken. Diese waren seit dem 13. Jahrhundert n. Chr. immer mächtiger geworden und innerhalb der Kalifenarmee zu Generalen aufgerückt. Nachdem 250 Jahre verstrichen waren, erstreckte sich ihr Reich zwischen Belgrad und dem Persergolf.

Aber 1918 war die Türkei nur noch der „Kranke Mann am Bosphorus“ und 1921 um den ganzen Vorderen Orient ärmer geworden. Mesopotamien wurde als unabhängiger Staat unter Faisal I. Königreich. 1933 gelangte nach einem tödlichen Autounfall des Königs sein minderjähriger Sohn Faisal II. auf den Thron;

Regent wird Abdul Illah und des Königs Berater General Nuri es Ssaïd.

Sie alle wurden am 14. Juli 1958 von der Menge getötet. Genau 700 Jahre nach Eroberung Bagdads durch den Mongolen Hülagü und 1300 Jahre nach Alis, des Schiiten, letztem Sieg vor seiner Ermordung.

Eid und Königstreue

waren über Nacht vergessen. Intelligente Araber werden aber bei keiner Gewaltaktion ihre geschäftlichen Interessen vergessen, und ebensowenig wie General Nasser seine nördlichen Geschäftspartner auf lange Sicht ignorierte, vergißt heute General Kassem die für sein Land wichtige europäische Geldmacht. In erster Linie die westeuropäische, wenn auch die sowjetische zuweilen noch so lockt. So sehr es zuweilen den Anschein haben mag: Das patriarchalische System in arabischen Völkern vom Yemen bis Mosul ist zu fest verwurzelt, als daß ein Kommunismus östlicher Prägung in ihnen Fuß fassen könnte. Trotz des kärglichen Lebens der Beduinen und der unvorstellbaren Not in den Slums von Bagdad



In der Steppe ragen die Mauern der Sassanidenstadt Ukhaidir aus dem 3. Jh. n. Chr. auf

und Basra, die, auf europäische Verhältnisse übertragen, für sowjetische Ziele der fruchtbarste Boden wäre, werden es diese kaum vermögen, die Souveränität eines Scheichs, eines Generals oder eines Königs zu beseitigen.

Fast alle großen Städte

des Irak liegen an den beiden Strömen. Mossul, dem Europa im Mittelalter die hauchfeinen, Musselin genannten Gewebe aus Wolle und Baumwolle verdankte — und heute Millionen von Barrels Öl für Buicks und Volkswagen. Wie Sankt-Elms-

Feuer lodern aus einzelnen Bohrtürmen des nahen Kirkuk Flammen und erinnern an den kostbaren Schatz flüssigen Goldes, der den Irak in wenigen Jahrzehnten reich gemacht und die westliche Welt zum bangenden Kunden.

Samarra, die Hochburg des Schiitentums mit der goldgedeckten Grabmoschee des 11. Imams! Es ist nicht gut, sich länger als nötig in der Stadt aufzuhalten. Schiiten sind fanatischer als die Anhänger der anderen, der sunnitischen Glaubensrichtung. Vielleicht, weil sie nicht vergessen können, daß Ali, der

Begründer ihrer Religion, von Sunniten ermordet wurde. Fern von der Stadt schraubt sich das Spiralminarett der „Freitagmoschee“ in den Himmel, das einst für den Turm von Babel gehalten wurde.

Als weitere Perlen des mesopotamischen Diadems reihen sich das alte Assur, Ninive und Nimrud aneinander, die der Tigris umspült, und Bagdad, die Stadt mit den von blauen, orangefarbenen, grünen und weißen Kacheln überzogenen Kuppeln und Minaretts und mit Eingangspforten zu Moscheen von einer Höhe, als sollte das gesamte Mohammedanertum durch sie hineinströmen. Gleichsam als Sinnbild für europäische Ambitionen und arabischer Weltgeltung liegen die Missionen der westlichen Staaten im Ostteil der Stadt und jene der Asiaten in ihrem Westteil, fünf Kilometer voneinander entfernt.

Wer dem Persischen Golf entgegenfährt,

den grüßt das himmelragende Gewölbe des Sassanidenpalastes von Ktesiphon und viele Meilen weiter die Zikkurat des sumerischen Ur, der Geburtsstadt Abrahams. Auf dieser Zikkurat, dem Hauptheiligtum Sumers, verrichteten seine Priester ihre Gebete und ahnten wohl nicht, daß das Meer am nahen Horizont 6000 Jahre später von Äckern und üppigen Gärten verdrängt sein würde, welche das Schwemmgut der beiden Flüsse schuf. Nahe Ur verbinden sich die Ströme zum Schatt el Arab. Flinke Boote mit aufgebogenem Bug kreuzen auf dem trübgelben Wasser der Kanäle von Basra, dem „Venedig des Orients“. Lastkähne schleppen sich zu den Ozeansteamern, um Waren aus Indien und Pakistan, aus Europa und der Neuen Welt entgegenzunehmen. Und in den weit überdachten Straßen der Basare, in denen der Geruch edler Gewürze wogt, geben sich alle Rassen zwischen Kairo und Bombay ein Stelldichein.

Aber das Land zwischen den Strömen ist nicht allein der Irak, und Iraker sind nicht allein Bauern und Städter. Letzten Endes bleiben es Araber, denen von der Schöpfung die Fruchtbarkeit zweier Flußtäler, aber nicht auch das Entsagen eines Steppendaseins geschenkt wurde. Ebenso echt wie das Leben des Irakers in Palmenhainen und auf Reisfeldern ist, ist es auch das des Beduinen nahe den Wüstenstädten Hadra oder Ukhaidir, deren turmbewehrte Mauern aus der grenzenlosen Monotonie aufragen und das Symbol eines Volkes sind, das seine Herkunft aus der Steppe weder leugnen noch vergessen kann.

Ozeandampfer auf dem Schatt el Arab bei Basra



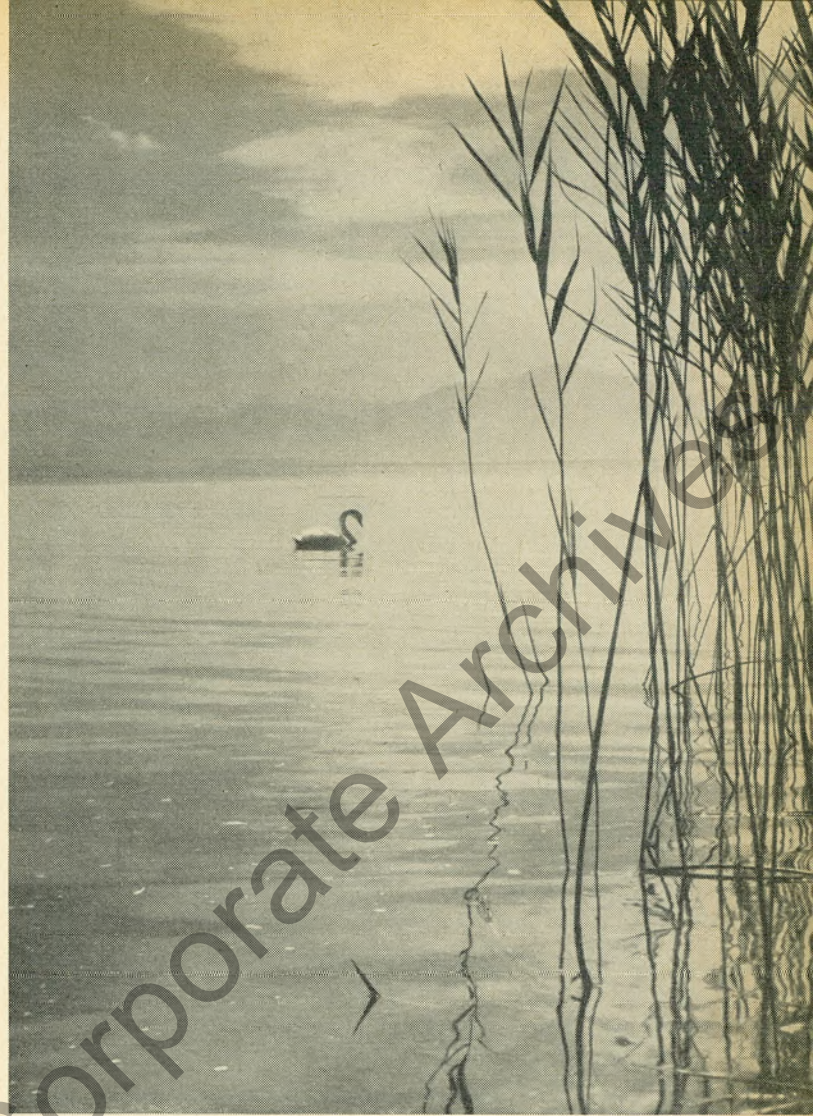


Petz Blitz!

*Weil Jochen so gut knipsen kann,
ließ Bärenpfleger Schmitz
im Zoo ihn an den Zwinger ran.
Mit seiner Box und Blitz
hat Jochen Meister Petz erwischt,
wie dieser grade „einen zischt“!
Als Vater Jochens Bilder sah,
sprach er: Petz Blitz, mein Sohn!
Nutz weiter so die Kamera,
dann winkt dir schönster Lohn.
Vom Leben hat, wer knipsen kann,
viel mehr als jeder andre Mann!*

Schöne Aussicht

*haben die drei da oben; das muß ihnen der Neid lassen. Bei dem
Hafenbummler freilich, der sie vom hohen Bug in die sinkende
Sonne blicken sah, hat der Neid nicht lange vorgehalten. Im Sucher
seiner Kamera erschien ihm die eigene Aussicht noch viel schöner!*



Der Einsame

*Noch ist er allein in seinem Revier, das er — wie alle Schwäne — abgegrenzt
hat und rauf lustig gegen jeden Eindringling verteidigt. Aber schon in wenigen
Wochen wird der Spaziergänger, der dieses Foto aufnahm, Gelegenheit
haben, den Schwan zusammen mit einer Gefährtin zu knipsen, die der jetzt
noch Einsame dann in sein Reich geholt haben wird*

Für unsere Foto- freunde

*Ein Besuch im Zoo
ist immer wie ein Erlebnis,
und das Schönste daran ist,
daß man seine Eindrücke
mit dem Fotoapparat
festhalten kann. Dabei
hat man dann noch einmal
seine Freude an den vielen
Beobachtungen und lustigen
Szenen, die die Kamera
aufgezeichnet hat*





Lösungen aus dem Märzheft

Lösung des magischen Quadrats

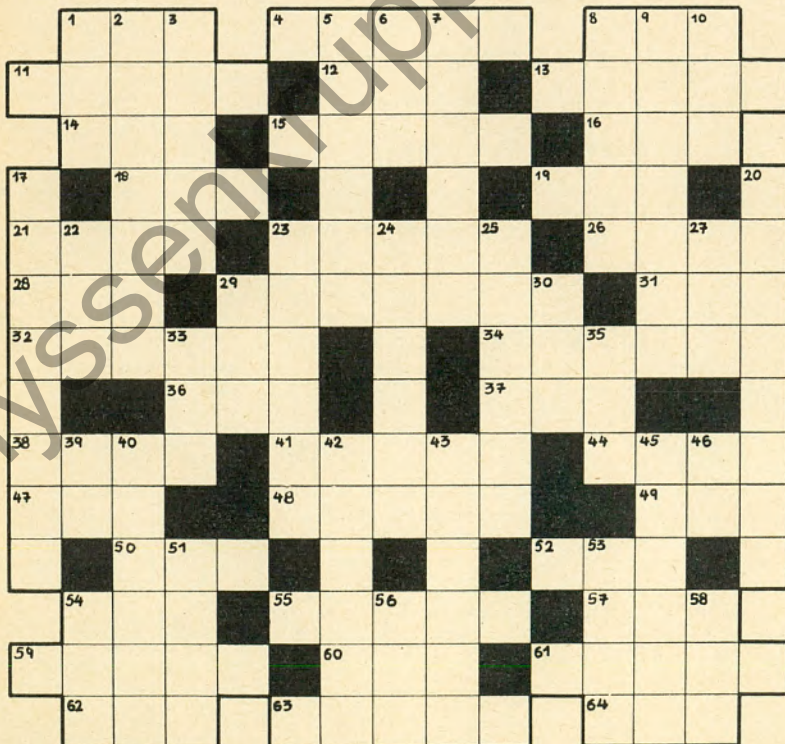
1. Regen, 2. Elemi, 3. Gemme, 4. Emmer, 5. Niere.

Auflösung: „Unser Oster-Kreuzworträtsel“

Waagerecht 26, 29, 53 und 56 ergeben: „Wacht auf, der Ostertag ist da!“

Waagerecht: 1. Fasten, 4. Spass, 8. Tandem, 12. Liter, 13. Eta, 14. Pia, 16. Rhone, 17. dementieren, 19. Treue, 21. Okapi, 24. Lagerloef, 26. und 29. siehe Vorbemerkung, 32. Ahorn, 33. Ar, 34. Lug, 35. Detail, 37. Vendee, 39. A.D., 40. Tee, 41. ego, 43. Reeper, 47. All, 48. tu, 49. Sirene, 50. Eder, 51. Ali, 53. und 56. siehe Vorbemerkung, 58. Olten, 61. Samos, 63. Mosel, 65. Okarina, 66. terra, 69. Trent, 70. Gut, 71. Riege, 73. Ode, 75. Diele, 77. Ziel, 78. Ente, 79. Largo, 80. Malter, 81. Marter.

Senkrecht: 1. Flotow, 2. Streich, 3. Erde, 4. Steig, 5. Pan, 6. Spiel, 7. sie, 9. Arno, 10. Dora, 11. Merino, 13. Emma, 15. Arve, 18. Tor, 20. Unhold, 22. Kid, 23. Partie, 24. lange, 25. Fulda, 27. Aare, 28. truegen, 30. Fiedel, 31. Erato, 33. Avers, 36. Lemuria, 38. Neer, 44. eilt, 45. Peer, 46. Reval, 47. Arago, 48. Tender, 52. Liste, 53. Symbol, 54. Elster, 55. Toledo, 57. Tarent, 59. Totem, 60. Nagel, 61. Sitze, 62. mare, 64. er, 67. Eger, 68. Ader, 72. IIm, 74. da, 76. Ia.



Silbenrätsel

Aus den Silben a — an — an — aus — beu — bin — block — chen — don — drauf — e — e — e — ein — ein — er — floe — gaen — ge — gel — ger — haek — ka — ku — lack — lei — li — li — mau — mi — na — nar — ne — ners — est — ni — rechts — ro — se — se — son — sta — stand — stein — steu — stik — tag — te — ter — tung — va — walt — zett — zis — sind Wörter der angegebenen Bedeutung zu bilden. Die ersten und vierten Buchstaben, jeweils von oben nach unten gelesen, ergeben ein Zitat aus Schillers „Wilhelm Tell“.

- Wochentag
- Weltberühmter Physiker (1879—1955)
- Held eines Abenteuerromans von Defoe
- Musikinstrument
- Beruf
- Schalllehre, Klangwirkung

- Heilsalbe
- Vorwort, Vorrede
- Stadt in Nordfrankreich
- Brautausstattung
- Jüngstes Kind einer Familie
- Osterblume
- Unbesonnener, stürmischer Mensch
- Weiblicher Vorname
- Kosmetischer Artikel
- Laubbaum
- Gesangstück für drei Stimmen
- Gutes Benehmen

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. nordische Göttin der Unterwelt; 4. See in Nordfinland; 8. Abkürzung für Europäische Zahlungsunion; 11. Truthahn; 12. Stadt in der niederländischen Provinz Gelderland; 13. Fehlos; 14. Zeitabschnitt; 15. altfriesisches Gesetzbuch; 16. Verneinung; 18. Landschaft, Bezirk; 19. Verhältniswort; 21. Stacheltier; 23. Ortsteil von Dort-

mund; 26. in eine Form gegossenes flüssiges Metall; 28. Nebenfluß der Warthe; 29. Stadt in Mittelfrankreich; 31. Falz, Fuge; 32. Beißstange für Pferde; 34. Teil der Uhr; 36. Höhenzug zwischen Weser und Leine; 37. Nebenfluß der Donau; 38. Zahl; 41. weiblicher Vorname; 44. alkoholisches Getränk; 47. Nordwesteuropäer; 48. Grasfläche; 49. Stadt in Finnland; 50. Fluß in Thüringen; 52. Gegner Luthers; 54. griechischer Buchstabe; 55. Stadt in Ostfriesland; 57. lateinisch: Luft; 59. Sahne, Schaumspise; 60. Getränk; 61. Balkon, Vorbau; 62. Körperteil; 63. Korallenriff; 64. Fragewort.

Senkrecht: 1. Kopfbedeckung; 2. Stufen-
gestell; 3. gesetzlich; 5. Baumwollgewebe;
6. Abschiedswort; 7. weiblicher Vorname;
8. übereinstimmend; 9. regelmäßig er-
scheinendes Nachrichtenblatt; 10. weib-
licher Vorname; 17. bekannte deutsche
Tierbildhauerin und Graphikerin; 20.
Gewürzpflanze zur Essigzubereitung; 22.
germanischer Wurfspieß; 23. Beruf in der
Metallindustrie; 24. elektrische Schalt-
einrichtung; 25. Gebirgspflanze; 27. fran-
zösischer Romanschriftsteller (1804 bis
1857); 29. Himmelsrichtung; 30. japa-
nische Münzeinheit; 33. afrikanischer
Strom; 35. Abkürzung für Ingenieur; 39.
Auerod; 40. Klettergerät; 42. Preisnach-
laß; 43. Metallgefäß; 45. Feuerwerks-
körper; 46. Strom in Sibirien; 51. junges
Schaf; 53. Kreisstadt in Baden-Württem-
berg; 54. Nebenfluß des Arno; 56. männ-
licher Vorname; 58. selten.

Kurz gelacht



„Warum mir Elises neues Kleid so gut gefällt? Weil es sie zehn Jahre älter macht.“



„Soll ich meinen Mann rufen? Er ist in seinem Arbeitszimmer...“



„Wir brauchen einen Herrn in der Redaktion, der alle Fragen unserer Leser beantworten kann.“

„Oh, da bin ich der Richtige, ich habe acht Kinder.“



„Klagt Ihr Mann nicht über Durst, meine Dame?“

„Nein, Herr Doktor, das ist ja das Schreckliche — er freut sich darüber!“



„Ich glaube, ich werde alt — jetzt achte ich beim Schuhkauf nur noch auf Bequemlichkeit und beim Pulloverkauf nur noch, ob er wärmt.“



Der Hüttenkieker

Mancher — will er nicht mehr bleiben,
wozu ihn das Schicksal schuf —
schaut sich um nach etwas anderm,
wechselt bald auch den Beruf.
Angenehm scheint ihm das Leben
nun und lange nicht so schwer.
Voller Stolz kann er berichten:
„Bei dem Job verdien' ich mehr!“
Das, obwohl die neue Arbeit
er doch keineswegs gelernt:
Was er kann — als „Hilfsarbeiter“
hat er sich davon entfernt.
„Sehe jeder, wie er's treibe“,
sagte Goethe. „Selig“, schon
sprach der alte Fritz, „werd' jeder
nach der eigenen Fasson.“
Nur: macht solches Beispiel Schule,
dann wird manche Werkstatt leer.
Jugend, voll von falschem Ehrgeiz,
läuft womöglich aus der Lehr' ...
„Schuster, bleib bei deinen Leisten!“
Junge, schließ die Lehre ab!
Sonst sinkst du als „falscher Fuffziger“
unzufrieden einst ins Grab.
„Facharbeiter“ heißt das Ziel doch,
das am Schluß der Lehre winkt.
Keiner meint es gut, der ratend:
„Mach dir's leichter!“ in dich dringt.
Hüttenkieker las zum Beispiel,
in der Zeitung angezeigt,
eine unerhörte Chance,
die bis dato unerreicht
und die ohne jede Schulung
jedermann geboten ist,
der sich bei „Weltfirma“ vorstellt
als „Großlebens-Spezialist“.
Wenn bislang ihm die Rosinen
noch nicht gärten wild im Hirn,
jetzt fühlt er, „Großlebens“-Nebel
wallen hinter seiner Stirn.

(Weil nur unklar ihm vorschwebt,
wie ein „Spezialist“ „groß“ lebt.)

Wirtschaftswunders Lieblingskinder
stecken ja sogar zurück:
alles, alles kann man kaufen,
nur nicht Wissen und nicht — Glück.
Das ist in der kleinsten Hütte
schon seit alters gern zu Haus.
Tritt das Leben groß zur Tür 'rein,
fliegt oft's Glück zum Fenster 'raus.
Jeder von uns — sei'n wir ehrlich —
ist schon viel zu anspruchsvoll,
wünscht sich dies und kauft sich jenes,
ißt und trinkt mehr, als er soll.
Aber, steigt er auf die Waage,
ruft der Schmerbauch ganz empört:
„Mehrgewicht ist Zeiterscheinung!
Ich und fressen? Unerhört!
Sind wir dick, liegt's an den Schweinen,
die schon lange viel zu fett.

Ein Adonis wär' ich, wenn ich
mager nur gegessen hätt'.“
Bald wird Kugelrund erleben,
daß das Märchen nicht mehr zieht:
denn die Schweine abzumagern,
sind die Züchter schon bemüht.
Ist ein Schwein lang, hat's mehr Rippen;
wenn's gelänge, wär' es nett,
eine Sau heranzuzüchten
nur als wandelndes Kotelett!
Ja, das Leben zu verbessern,
bietet sich Gelegenheit,
wenn man's nur mit offenen Augen
ansieht, täglich weit und breit.

Die Prämie trägt davon der Mann,
der seine Chance erkennen kann!

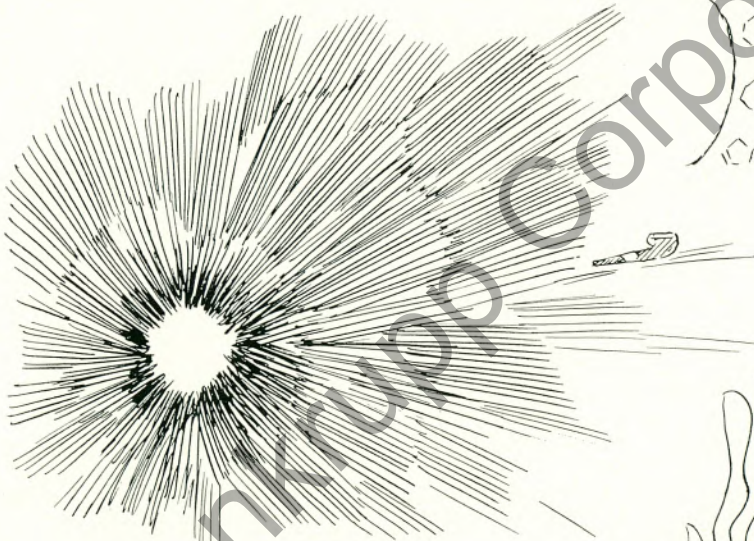
Doch, wie soll man was verbessern,
wenn's vor allem mal gebricht
(im Betrieb grad wie zu Hause)
an der rechten Übersicht.
Unglaublich viel Gerümpel
sammelt überall sich an.
Kopf und Hand wird frei dem, der sich
kühn davon befreien kann.
Darum ist Großreinemachen
nicht nur eine schlimme Zeit:
Will man weiterkommen, wird es
einfach zur Notwendigkeit.
Was nur Staub fängt, weil veraltet
(das geht schnell heut'), gib's zum Schrott.
Trenn dich auch von dem und jenem
Traumbild, wenn es kapott.
Denk nur an den Wagen, dessen
die Familie sehr bedarf.
Kannst du kaufen ihn und halten?
Kumpel, kalkuliere scharf!
Schau, die Angebote prasseln
jetzt im Frühling auf dich ein:
„Kaum gefahren, fast geschenkt“, ja,
guckte in den Motor man hinein!
Haste Glück, gib't's dennoch Sorgen,
über die doch keiner spricht:
Einen Wagen zu besitzen,
auszufahren, genügt noch nicht.
Man will sonntags draußen essen!
Das hast du nicht kalkuliert!
Und du darfst nur Sprudel trinken,
daß den andern nichts passiert!
Auch entdecken deine Lieben,
daß für rechten Autochic
schlechthin alles fehlt zum Anzieln —
Mann, das ist ein böser Trick.
„Laßt das mal den Vater machen ...?“
Denkste! Ihr spart alle mit.
Wagen, Ausgehn, schöne Kleider —
alles, nur nicht auf Kredit!

Das wär's wieder mal für heut',
Nächstens mehr, Adschüß, ihr Leut'.



LAPPEX

AUS'M MARTINWERK



WENN SICH EINER SCHINDET, QUÄLT,
DENKE NACH, WIES BESSER GEHT.
SELBSTLOS HELFEN, GUTER RAT,
NENNT MAN EINE GUTE TAT.

SOLCHE HILFE, WIE HIER OBEN,
KANN AUF KEINEN FALL MAN LOBEN
BEI LEITUNGEN, DIE GAS ENTHALTEN,
LÄSST MAN AM BESTEN VORSICHT WALTEN



**Zurückgebrachtes Werkzeug
ist sicher aufgehoben**



und morgen wieder bereit !